

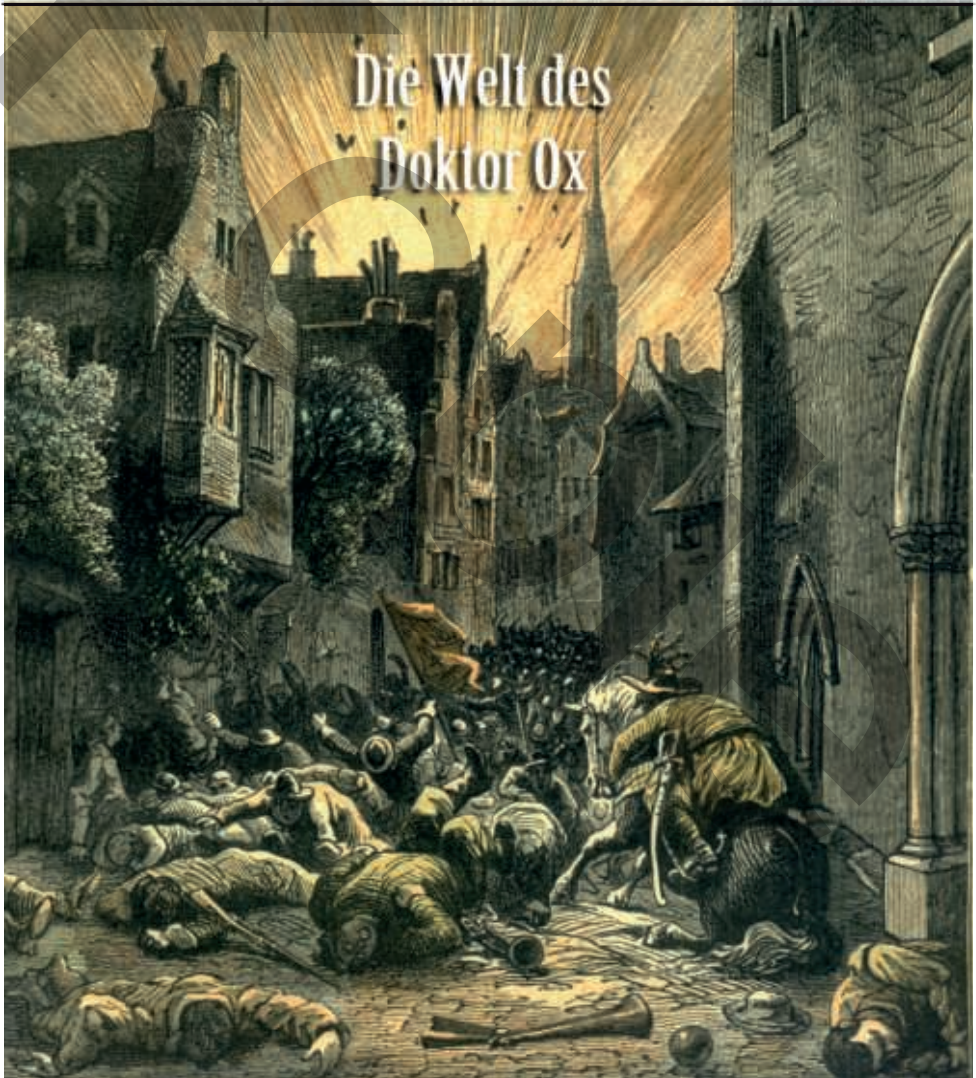
# NAUTILUS

ISSN 2365-1091

MOBILIS IN MOBILE

Magazin des Jules-Verne-Clubs № 33 \* Oktober 2018 \* Preis: 5,-€

## Die Welt des Doktor Ox



<b>In dieser Ausgabe:</b>		Seite
	Einführung	2
Volker Dehs Meiko Richert	Doktor Ox und Co.	7
Sven-R. Schulz	Das Nachleben des Doktor Ox	15
Hippolyt Tauschinsky	Adolf. Eine elektrische Geschichte	19
Hippolyt Tauschinsky	Auerbach's Keller. Eine elektrische Geschichte	25
Meiko Richert	Manfred Hoffmanns Jules-Verne-Bearbeitungen	32
Ernst-Michael Stiegler	Immer auf Achse!	42
Martin Schulz	Ein Gerippe von geradezu melancholischer Engbrüstigkeit (1)	50
	Neuerscheinungen	58
	Bildnachweis / Impressum	59
	Galerie	60

**Zu unserem Titelbild:** Chromotypographie einer Illustration von Lorenz Frölich zu Jules Vernes *Eine Idee des Doktor Ox* (Hetzl, Paris, 1874)

Liebe Leserinnen und Leser,

unsere Oktoberausgabe widmet sich diesmal ausführlich einer eher unbekannteren Jules-Verne-Figur: dem Doktor Ox. Unbekannt, werden Sie vielleicht fragen? Für Leser, die mit allen Werken Jules Vernes bestens vertraut sind, ist Doktor Ox natürlich kein Unbekannter mehr; in der öffentlichen Wahrnehmung, die Jules Verne mehr und mehr auf die Schlagworte „Science Fiction“ und „Kapitän Nemo“ reduziert, spielt er jedoch kaum eine Rolle. Dass dies nicht immer so war und dass sich der Doktor besonders im 19. Jahrhundert einer enormen Popularität erfreute, belegen die Beiträge in diesem Heft. Weitere Texte befassen sich mit den Jules-Verne-Bearbeitungen des Verlags Neues Leben in der DDR (und insbesondere mit dem Lektor Manfred Hoffmann), mit den deutschsprachigen Aufführungen von Jules Vernes Lustspiel *Die beiden Frontignac* und den wissenschaftlichen Hintergründen des Romans *Kein Durcheinander*.

Volker Dehs und Meiko Richert

## **Doktor Ox und Co.**

*Eine Idee des Doktor Ox* (*Une fantaisie du docteur Ox*, 1872) ist eine der ungewöhnlichsten Geschichten Jules Vernes, die auch 146 Jahre nach ihrer Erstveröffentlichung nichts von ihrer Frische verloren hat und sogar heute noch Künstler zu neuen Werken inspiriert – mal mehr, mal weniger erfolgreich. Blickt man aus dem 21. Jahrhundert auf die Vielzahl von Werkbearbeitungen zurück, mag man sich zu Recht fragen, warum die Erzählung außerhalb des eher kleinen Kreises von Jules-Verne-*Alleslesern* fast unbekannt ist. Ox-Adaptionen sind in beinahe allen kulturellen Bereichen zu finden, auf der Bühne (Theater, Oper, Operette und Ballett), in Radio, Film und Comic sowie in Literatur und Forschung. Das *Bulletin de la Société Jules Verne* Nr. 188 bietet auf 33 Seiten einen umfassenden, wenn auch nicht vollständigen (doch dazu später mehr) bibliografischen Überblick über den bunten Reigen faszinierender Bearbeitungen.<sup>1</sup> Da die schiere Masse des dabei präsentierten Materials (das *Bulletin* verwendet hier augenzwinkernd den Begriff „schonungslos“) das Format der *Nautilus* sprengen würde, begnügen wir uns damit, einige besonders interessante Aspekte der Werkrezeption vorzustellen.

### **Bühnenbearbeitungen**

Nachdem Jules Verne am 20. Februar 1872 in Amiens eine Lesung aus seinem *Doktor Ox* veranstaltet hatte, gab es 1875 bereits die ersten Pläne, seine Erzählung für die Bühne zu adaptieren. Jules Verne schrieb am 27. November 1875 an seinen Freund Philippe Gille: „Vor einigen Monaten kam der Gedanke auf, den *Doktor Ox* ins Theater zu bringen – nicht als Operette, sondern als Ballett. Ich glaube sogar, dass man mit Meyer [dem Regisseur] von der Oper gesprochen hat. Ich wäre dann als Autor des Buches daran beteiligt gewesen, weiß aber nicht, was aus der Angelegenheit geworden ist.“<sup>2</sup> Wir wissen es auch nicht. Philippe Gille sollte sich dem Stoff aber kurz darauf erneut nähern.

Jacques Offenbachs (1819-1880) Operette *Le Docteur Ox* in 3 Akten und 6 Bildern wurde vom 26. Januar bis 5. März 1877 39 Mal am Pariser Théâtre des Variétés gespielt. Das Libretto schrieb Philippe Gille (1831-1900) zusammen mit Arnold Mortier (1843-1885) und Jules Verne, der dabei allerdings anonym blieb. 12% der Einnahmen (nach den Unterlagen der Société des Auteurs et Compositeurs Dramatiques waren das 14.335,85 Francs) gingen an die Autoren, wovon Offenbach die Hälfte erhielt. Die zweite Hälfte wurde



Illustration von Daniel Vierge (1877) zu Offenbachs Operette

zwischen Gille, Mortier und Verne aufgeteilt (pro Person 2.389,31 Francs).<sup>3</sup> Die Operette entstand in einer für Offenbach schwierigen Zeit, da die Zeitung *Le Siècle* aufgrund seiner deutschen Herkunft einen mit antisemitischen Ausfällen durchsetzten Feldzug gegen ihn gestartet hatte. Obwohl das Werk



*Komponist Jacques Offenbach (links) und Bühnenautor Philippe Gille (rechts)*

gut aufgenommen wurde, fanden die Aufführungen ein vorzeitiges Ende – möglicherweise wegen Unstimmigkeiten zwischen Offenbach und dem Theaterdirektor Eugène Bertrand. Im 19. Jahrhundert gab es keine weiteren Pariser Aufführungen.

Sowohl das Libretto als auch die Partitur (bzw. Klavierauszüge verschiedener Stücke) wurden im Laufe der Zeit mehrmals nachgedruckt.<sup>4</sup> Unter dem Titel *Doctor Ox. Operette in 2 Akten* wurde das um einige Couplets von Offenbach erweiterte Werk in der deutschen Bearbeitung von Alois Berla (1826-1896) im Mai 1882 zehnmal in Wien aufgeführt. Der noch unveröffentlichte Text ist in der Österreichischen Nationalbibliothek in Wien erhalten.

Der Westdeutsche Rundfunk produzierte 1978 eine Radioaufnahme, die bis 2006 mehrmals gesendet und anschließend auf CD veröffentlicht wurde. Mehrere Fernsehsendungen und DVDs folgten.

Doch damit nicht genug: Der Einfluss von Vernes Geschichte reicht bis ins 21. Jahrhundert. Zwar geriet Annibale Bizzellis (1900-1967) lyrische Fantasie *Il Dottor Oss* in der römischen Spielzeit 1935/36 zum Flop; spätere Komponisten wie Gavin Bryars, dessen Oper *Dr. Ox's Experiment* 1998 an der Englischen Nationaloper London uraufgeführt<sup>5</sup> wurde, ließen sich davon jedoch nicht abschrecken. Die lange Reihe szenischer Interpretationen (die im *Bulle-*



Gilles Co-Autor Arnold Mortier (links). Der Schauspieler Paul Félix Taillade (rechts) spielte den Doktor Ox. Jahre später in Verne's und d'Ennery's Reise durch das Unmögliche.

tin Nr. 188 nachgelesen werden können) schließt vorerst mit *Dr. Ox übernimmt die Kontrolle* von Kai Schubert, das am 8. Oktober 2014 von einer Studentengruppe der Schule „An der Dahme“ am Schlossplatztheater Berlin-Köpenick aufgeführt wurde. Vom 1. bis 23. November 2014 folgte am selben Ort eine 80-minütige Zusammenfassung von Offenbachs *Der geheimnisvolle Dr. Ox* von Steffen Thiemann und Robert Nassmacher.

Eine ganz besondere Erwähnung verdient das Theaterstück *Reise durch das Unmögliche (Voyage à travers l'impossible, 1882)* von Jules Verne und Adolphe d'Ennery. In diesem Stück verarbeitet Jules Verne zahlreiche Motive früherer Romane; es dient gleichzeitig als Fortsetzung und als kritische Hinterfragung des eigenen Werks. Eine zentrale Rolle spielt dabei Doktor Ox, der den Sohn des Kapitän Hatteras in Versuchung bringt, die Reisen seines Vaters fortzuführen. Das Stück wurde vom 25. November 1882 bis zum 11. Februar 1883 am Pariser Théâtre de la Porte Saint-Martin gespielt, wobei Doktor Ox (dargestellt von Taillade) dämonische Züge annahm und Erinnerungen an Lindorf, Coppélius, und Doktor Mirakel aus Jacques Offenbachs *Hoffmanns Erzählungen* wachrief. Dennoch wird Ox vom christlichen Glauben in der Gestalt des Organisten Volsius besiegt.

### **Kritik und Literaturwissenschaft**

Der französische Erzähler Alphonse Daudet (1840-1897) schrieb nicht nur einen Bericht über das große Schauspiel *Die Reise um die Erde in 80 Tagen*, sondern auch eine bisher weitgehend unbeachtet gebliebene Kritik über Jacques Offenbachs *Doktor Ox*, die in der *Revue dramatique*, dem Amtsblatt der Französischen Republik, am 5. Februar 1877 erschien:<sup>6</sup>

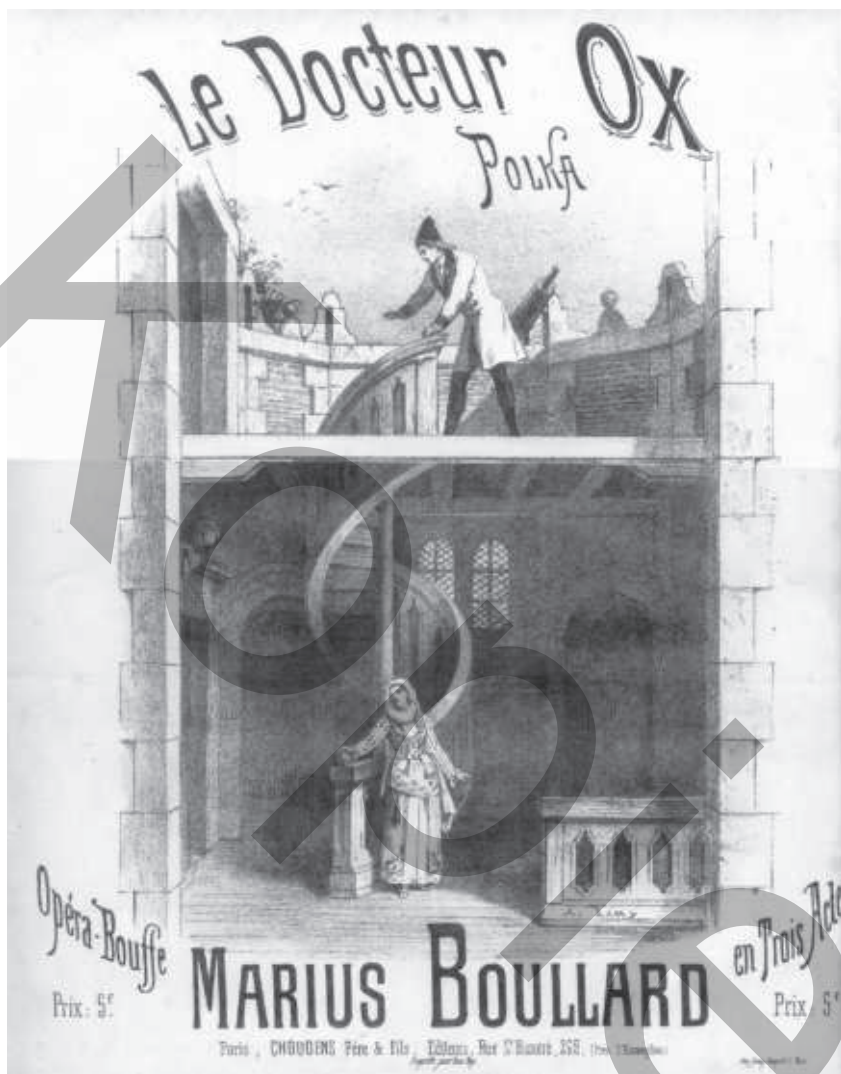
Wurden Monsieur Jules Vernes Bücher zuvor bereits in zauberhaften Stücken auf die Bühne gebracht, so hat man sie nun gar in Töne gesetzt. Aus seiner Novelle *Eine Fantasie des Doktor Ox* haben die Herren Philippe Gille und Arnold Mortier das amüsante Libretto einer Operette geformt, das Jacques Offenbach zur größten Freude des Variétépublikums mit seiner Musik ausschmückte. In der alten Stadt Quiquendone, die Monsieur Verne in das Herz Flanderns versetzt, leben – falls das überhaupt ein Leben ist – dicke und schwerfällige Bürger, die keinerlei Leidenschaft kennen, und deren Herzschlag nichts als ein mechanisches Tick-Tack ist. Jeder Tag und jede Stunde bringt ihnen immer die gleichen trägen Tätigkeiten, und ihr gelassenes Dasein spult sich ganz eintönig ab, langsam und ohne Erschütterungen, wie die endlose Kette einer jahrhundertlang arbeitenden Maschine. Edgar Poe, der vor Monsieur Jules Verne bereits in der schönen Stadt Quiquendone gelebt hat, beschreibt daher in seiner erstaunlichen Erzählung *Der Teufel im Glockenstuhl* jene fantastischen Wesen, denen der leiseste Wandel der Lebensumstände einen unaussprechlichen und unüberwindlichen Schrecken verursacht. „Da sitzen sie mit ernstem Gesicht und geschlossenen Knien, und stets halten sie ein Auge auf den Glockenstuhl des Rathauses gerichtet, nach dessen Turmuhr mit den sieben Ziffernblättern sie ihre Uhren und ihr Leben ausrichten.“ Doch nun, da Doktor Ox diese Marionetten bewegt, gerät das Räderwerk dieser Automaten in Bewegung und die mumifizierte Stadt steht unter Strom. Er hat ein Gas hergestellt, welches die Lebenskraft um das Hundertfache erhöht, und mit diesem Sauerstoff sättigt er das ganze Land und berauscht seine Bürger. Schon bald kann man die guten Flamen erwachen und sich in alle Launen und Fantasien des extravaganten Pariser Lebens stürzen sehen. In diesen Rahmen haben unsere Librettisten aus dramaturgischen Gründen die georgische Prinzessin Prascovia gesetzt, die den Doktor mit ihrer Liebe verfolgt. Dieser Tochter Astrachans auch noch Sauerstoff zu verabreichen, wäre ganz zwecklos. Trotz aller Regulatoren von Quiquendone schlägt ihr Herz in tollen Sprüngen;

ihre ungestüme Leidenschaft ignoriert alle Hindernisse und ihr Leben ist nichts als eine Serie von Missgeschicken, die nur dazu dienen, ihrem geliebten Doktor näher zu kommen. Abwechselnd als Zigeunerin, Dienerin und flämische Studentin verkleidet, verfolgt sie ihr Ziel, bis der widerspenstige Doktor endlich vor ihre Füße sinkt. Dem Libretto der Herren Gille und Mortier fehlt es weder an Geist noch an Heiterkeit, vor allem aber ragt es aus der Masse der anderen Fantasien dieses Genres heraus. Trotz der einfachen Geschichte ist das Stück vollauf befriedigend, da die Partitur mit ihren Duetten, Couplets und Chören einen bedeutenden Raum einnimmt. Monsieur Offenbach hat zu diesem Epos eine leichte und kapriziöse Musik komponiert, deren einziger Fehler es ist, in Form und Rhythmus nicht genügend abwechslungsreich zu sein. Einige Stücke ragen jedoch besonders heraus, sind überraschend und lassen das Gewöhnliche weit hinter sich. Zu diesen zählen auch der Marsch und das Lied der Zigeuner, welches von Madame Judic<sup>7</sup> ganz hervorragend intoniert wird.

Zahlreiche Autoren haben sich seitdem kritisch mit Jules Vernes *Doktor Ox* beschäftigt; einige dieser Studien sind bereits in den Anmerkungen dieses Artikels erwähnt worden. Die nachfolgende Übersicht widmet sich speziell jenen Texten, die auch in deutscher Sprache erschienen sind:

- Dehs, Volker: Jules Verne: Eine Idee des Doktor Ox. In: M. Koseiler (Hrsg.): *Werkführer durch die utopisch-phantastische Literatur*. Meitingen: Corian Verlag, 23. Lieferung, September 1997, 4 S.
- Pourvoyeur, Robert: Jacques Offenbach und Jules Verne. Jacques Offenbach Reihe (JOR) Nr.104 in: *Bad Emser Hefte* (BEH) Nr. 193, 2002, S. 19-36 ; als Übertragung ins Deutsche des ursprünglichen Heftes JOR Nr. 104 F in: BEH Nr. 188, 1999, S. 13-25.
- Flores, Alexander: Le Docteur Ox. In: A. Flores: *Der späte Offenbach I. Le Docteur Ox und Maître Péronilla. Bad Emser Hefte*, JOR 165, BEH 297, 2009, S. 2-22.

Weiteren Niederschlag fand Jules Vernes Erzählung in zahlreichen Werbeanzeigen und Gedichten. Einer Leserin, die das korrekte Lösungswort einer Denksportaufgabe (es lautete natürlich „Jules Verne“) erraten hatte, versicherte das *Journal d'Amiens* am 26 Dezember 1874 in Versform, kein so „langames Gehirn“ wie die Einwohner Quiquendones zu besitzen.



*Klavierauszug einer Polka von Jacques Offenbach*

Wie beliebt der Doktor Ox bald im In- und Ausland war, zeigte sich außerdem in literarischen Anspielungen, Plagiaten und Kurzgeschichten – von denen einige (die erst kürzlich wiederentdeckt wurden und daher im *Bulletin* Nr. 188 nicht enthalten sind) von Sven-R. Schulz auf den nachfolgenden Seiten des Hefes vorgestellt werden.

Doktor Ox hat Jules Verne während vieler Jahre seines Schaffens begleitet; die immense Popularität der von ihm geschaffenen Figur hat er selbst miterlebt und in seinem eigenen Werk zu verarbeiten versucht. Immer wieder gelingt es Jules Vernes furioser Geschichte, Künstler zu neuen Schöpfungen zu inspirieren; immer wieder erscheinen Comics (Gallimard, 2007), Hörbücher (Karlheinz Gabor Audiobooks, 2017) und Filme (Artec Studios 2006), die sich des Themas annehmen - ein Ende ist nicht abzusehen. Auch wenn Doktor Ox wohl niemals die Popularität eines Kapitän Nemo erreichen wird: es scheint, als habe der Doktor ein Eigenleben entwickelt und sei auf dem besten Wege zu literarischer Unsterblichkeit.



*Klaviersatz einer Polka von Jacques Offenbach*

### **Anmerkungen:**

<sup>1</sup> Dehs, Volker: L'Abécédaire du Docteur Ox. In: *Bulletin de la Société Jules Verne* Nr. 188, 2015, S. 34-67

<sup>2</sup> Dehs, Volker: Curiosités de la scène vernienne. In: *Bulletin de la Société Jules Verne* Nr. 160, 2006, S. 37

<sup>3</sup> Ebd. S. 35, 37 und Verne, Jules: Cinq lettres à Philippe Gille (1875, 27 décembre 1875, 25 août 1886, 20 juillet 1892, 5 février 1876). In: *Bulletin de la Société Jules Verne* Nr. 166, 2008, S. 18-20

<sup>4</sup> Zuletzt: Gille, Philippe, Mortier, Arnold und Verne, Jules: Le Docteur Ox. In: *Bulletin de la Société Jules Verne* Nr. 189, 2015, S. 2-88

<sup>5</sup> Vgl. Hermann, Aiko: A. Constant Stimulus – Jules Vernes posthume Reise in musikalische Sphären. In: *Nautilus* Nr. 31, 2017, S. 50ff

<sup>6</sup> *Revue dramatique* Nr. 34, 9. Jahrgang, 5. Februar 1877, S. 914-915. Weitere Pariser Zeitungsartikel zum *Doktor Ox*, besonders aus dem *Figaro*, finden Sie unter <https://www.jacquesoffenbach.fr/+Le-Docteur-Ox-.html> (31.05.2018)

<sup>7</sup> Anna Judic, das Pseudonym von Anna Marie-Louise Damiens (1849-1911)

Sven-R. Schulz

## Das Nachleben des Doktor Ox

„Alles hatte sich verändert. – Als die Armeen sich wieder erhoben, waren der Dr. Ox und sein Laborant Ygen verschwunden.“

Mit diesen Worten verschwindet auch die titelgebende Figur der Jules-Verne-Erzählung *Eine Idee des Doktor Ox* am Ende des 15. Kapitels aus der Geschichte und ward nicht mehr gesehen ... Nicht mehr gesehen? Nun, das ist so nicht ganz korrekt, denn Verne selbst schenkte ihr in dem von ihm mitverfassten Theaterstück *Reise durch das Unmögliche* ein weiteres Leben. Dort setzt sich die Charakterisierung seiner Person fort.

Schon in der frühen Erzählung deutet es sich an, dass jener Dr. Ox nicht unbedingt ein Mensch ohne Fehl und Tadel ist. Im Gegenteil, um seine Forschungen umzusetzen, ist er bereit, sowohl moralische als auch ethische Grenzen zu überschreiten. Dabei schert es ihn nur wenig, ob andere Personen dabei zu Schaden kommen. In dieser Beziehung wirkt er ein bisschen wie ein früher Robur (oder einer der vielen anderen Verne'schen Wissenschaftler mit „Tunnelblick“). War Robur ein genialer Ingenieur, der sprichwörtlich über Leichen ging, ist Dr. Ox ein hervorragender, aber nicht weniger skrupelloser Wissenschaftler. Dass er charakterlich nicht unbedingt ein Vorbild ist, kann man in der *Idee des Dr. Ox* leicht überlesen, da die Geschichte in weiten Teilen doch ein bisschen wie eine Humoreske daherkommt.

Ganz anders ist es in der *Reise durch das Unmögliche*, in der er ganz unverhüllt eine ähnliche Rolle wie Goethes Mephistopheles in *Faust* einnimmt.

Zu Jules Vernes Lebzeiten besaß die Figur des Dr. Ox eine gewisse Popularität, die unter anderem Jacques Offenbach (1819–1880) dazu veranlasste, die bekannte Geschichte in einer Operette zu verarbeiten, die später in abgeänderter Fassung auch in Österreich aufgeführt worden ist.

Im deutschsprachigen Raum muss sich die Thematik schließlich einer solchen Beliebtheit erfreut haben, dass die Figur des Dr. Ox auch literarisch wiederbelebt wurde; allerdings nicht von Jules Verne.

Am 31. Juli 1883 startete das *Prager Tagblatt* nämlich mit der Erzählung *Adolf. Eine elektrische Geschichte* eine Reihe von in sich abgeschlossenen Kurzgeschichten, die bis zum 3. November des gleichen Jahres einmal in der Woche erschienen und dort auf unterhaltsame Art und Weise die Vorzüge und (möglichen) Anwendungsmöglichkeiten von elektrischem Strom schilderten. Verfasser der kleinen Texte war ein gewisser Hippolyt, hinter dem sich wahrscheinlich der Schriftsteller, Journalist und Politiker Hippolyt Tauschinsky (\* 9. September 1839 Wien, † 28. Februar 1905 Wien) verbirgt, der von Dezember 1879 bis zum Juni 1882 als Chefredakteur der Zeitung tätig war.



*Doktor Ox in Vernes und d'Ennerys Reise durch das Unmögliche.*

Diese Geschichten schildern meist eher belanglose Episoden aus dem vermeintlichen Leben von verschiedenen Wissenschaftlern, die das Gebiet der Elektrizität erforschen. Einer dieser Wissenschaftler ist allerdings ein Dr. Ox, den der Autor, gleich in der ersten Erzählung der Reihe, folgendermaßen einführt: *„Ein Zufall aber führte sie mit dem berühmten Arzte und Naturforscher Dr. Ox zusammen. Wenn man Humboldt mit Darwin multiplicirt und mit Rokitansky<sup>1</sup> potencirt, so erhält man einen schwachen Begriff von dem Wissen des Dr. Ox.“*

Dieser Name lässt den Verne-Leser natürlich sofort aufhorchen. Sollte dieser Dr. Ox etwa jener sein, den wir aus der Jules-Verne-Erzählung *Eine Idee des Dr. Ox* kennen? Oder handelt es sich um eine zufällige Namensgleichheit? Nichts in der ersten Geschichte gibt darauf eine eindeutige Antwort. Doch der Autor lässt „seinen“ Dr. Ox noch zwei weitere Male in den Elektrischen Geschichten auftreten; und schon in der zweiten finden wir den folgenden Hinweis: *„Ich war auf den letzteren sehr neugierig gewesen, schon deshalb, weil man ihn einmal bereits für todt erklärt hatte. Herr Jules Verne, der berühmte Gelehrte und Schriftsteller, hat ja vor etwa zwölf Jahren die ganze gebildete Welt in Schmerz versetzt durch die Nachricht von dem schrecklichen Ende des großen Forschers und Experimentators Doctor Ox, der mit einem Gasometer in die Luft flog.“*

Damit dürften die letzten Zweifel beseitigt sein, ob es sich tatsächlich um den von Verne erfundenen Dr. Ox handelt, auch wenn die Information ein

<sup>1</sup> Carl Freiherr von Rokitansky (1804-1878), Pathologe, Politiker, Philosoph, Gründer der Wiener Medizinischen Schule des 19. Jahrhunderts.

bisschen verwirrt, dass Jules Verne in seiner Erzählung angeblich vom Tod des Doktors berichtet hätte.

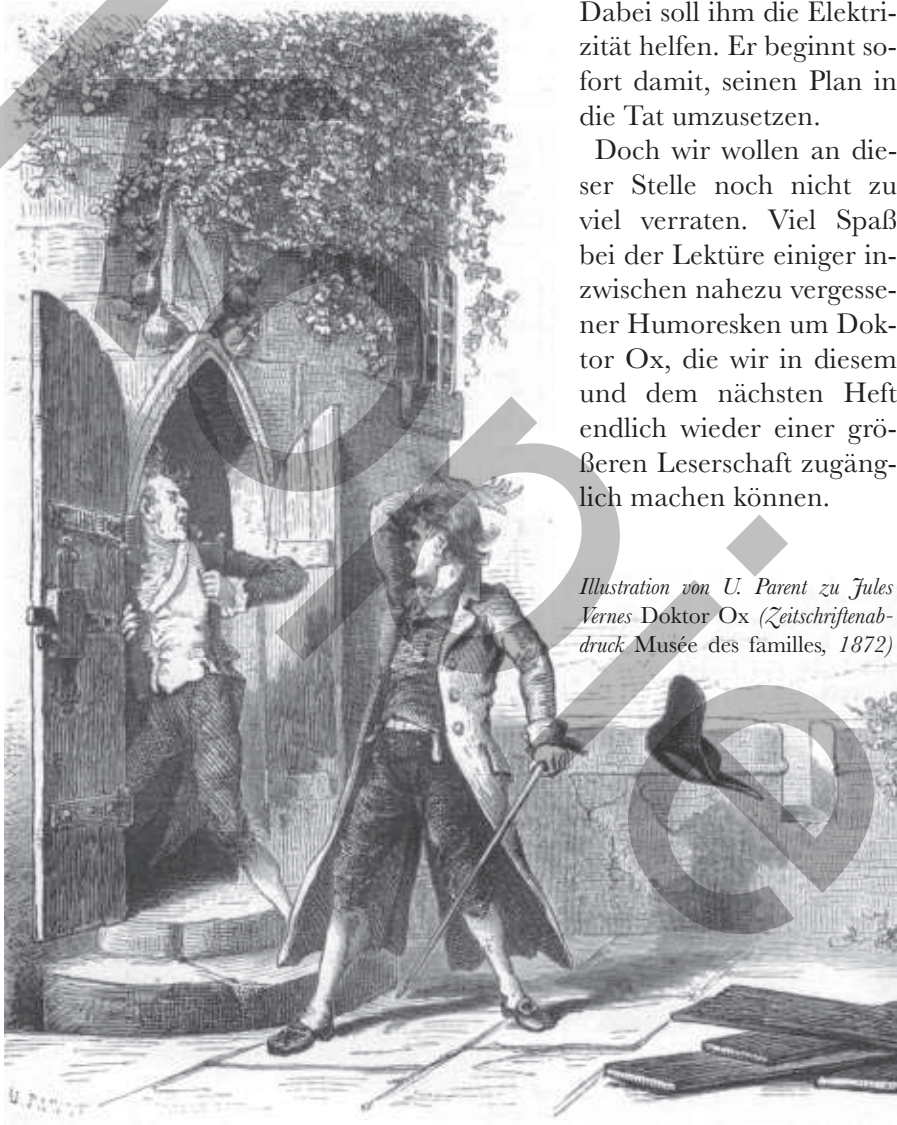
Doch sehen wir uns die neuen Geschichten um Doktor Ox etwas näher an. Nach dem Willen des Autors Hippolyt hat der Doktor sein Forschungsfeld verändert. Anstatt den Nutzen von Gasen, speziell des Sauerstoffs, zu erkunden, hat er sich nun der Erforschung der Elektrizität zugewandt, die, so kann man es aus den kleinen Geschichten herauslesen, alle menschlichen Probleme zu lösen imstande ist. Das erste dieser Probleme, welches der Dr. Ox behandelt, ist die menschliche Liebe.

Der Autor startete seine Serie am 31. Juli 1883 mit der Erzählung *Adolf. Eine elektrische Geschichte*. Sie beginnt damit, dass sich zwei junge Leute, Adolf und Hermine, ineinander verlieben und heiraten. Doch nach der Eheschließung lässt Adolfs Zuneigung für seine Frau drastisch nach, während sie ihren Mann immer stärker liebt. Hermine verzweifelt, bis sie eines Tages auf den Dr. Ox trifft, der ihr die Diagnose stellt, dass ihr Mann sie so sehr geliebt hat, dass die dafür zuständigen Nervenstränge im Gehirn nun soweit erschöpft, also „*matt und schlaff*“ und so abgestumpft seien, dass er keine Liebe mehr empfinden könne. Hermine ist von dieser Diagnose natürlich entsetzt, doch der Doktor weiß ihr zu helfen und rät zu einer speziellen Therapie. Er erzählt ihr, dass man mithilfe von elektrischem Strom den Nervensträngen „*die natürliche Kraft und Elasticität wieder zurück geben*“ könne, sodass der Leidende alsbald wieder geheilt und so wie früher erscheinen werde.

Die nächste Geschichte erschien am 18. Oktober 1883 unter dem Titel *Auerbach's Keller. Eine elektrische Geschichte*. Sie beginnt mit einer Einladung an den Ich-Erzähler zu einem opulenten Dinner, zu dem außerdem weitere hervorragende Persönlichkeiten geladen sind. In der Erwartung eines üppigen und leckeren Mahls werden die Gäste maßlos enttäuscht. Es gibt kaum etwas zu Essen und statt des erwarteten Weins nur einfaches Wasser. Doch das ist alles Kalkül. Doktor Ox will seinen Gästen seine neueste Erfindung vorführen, ein Gerät, das durch die Verwendung von Elektrizität den Geschmack einfachen Wassers in den der edelsten Getränke verwandeln kann.

Das dritte und letzte Abenteuer dieser Reihe heißt *Die letzten Taten des Doctor Ox. Elektrische Schlußgeschichte*, mit der die Serie dann am 3. November 1883 ihr Ende fand. In dieser Erzählung treffen wir einen Dr. Ox, der sich bei der Umsetzung seiner Pläne keinen Deut um andere Menschen und deren Schicksale kümmert. Damit nähert er sich wieder jenem Dr. Ox an, wie ihn uns Jules Verne in seiner Novelle *Eine Idee des Dr. Ox* vorgestellt hat; einem Dr. Ox also,

der zur Umsetzung seiner Ideen bereit ist, unmoralische Wege zu beschreiben und der dabei sogar die drohende Vernichtung der ganzen Erde in Kauf nimmt. Er hat es sich nämlich in den Kopf gesetzt, einen Spruch von Aristoteles in die Tat umzusetzen und die Welt aus ihren Angeln zu heben – ein Vorhaben, das J. T. Mastons Pläne aus *Kein Durcheinander* (1889) vorwegnimmt.



Dabei soll ihm die Elektrizität helfen. Er beginnt sofort damit, seinen Plan in die Tat umzusetzen.

Doch wir wollen an dieser Stelle noch nicht zu viel verraten. Viel Spaß bei der Lektüre einiger inzwischen nahezu vergessener Humoresken um Doktor Ox, die wir in diesem und dem nächsten Heft endlich wieder einer größeren Leserschaft zugänglich machen können.

*Illustration von U. Parent zu Jules Vernes Doktor Ox (Zeitschriftenabdruck Musée des familles, 1872)*

Hippolyt Tauschinsky<sup>1</sup>

### **Adolf. Eine elektrische Geschichte**

Er liebte sie.

Zum millionsten Male seit Erschaffung des Menschengeschlechtes erneuerte sich das geheimnißvolle Räthsel der Liebe. Adolfs Seele lebte und webte nur in dem Gedanken an Herminen. In ihrer Nähe fühlte er Kraft, Lust, Begeisterung und himmlische Wonne; entfernt von ihr umfinsterte ihn Trübsinn und Langweile, Traurigkeit und Schwäche. Nur die Sehnsucht nach ihr hielt ihn aufrecht.

Stundenlange spazierte er bei Tage vor ihren Fenstern auf und ab. Ganze Nächte brachte er vor ihrem Hause zu. Wenn er einen Blick von ihr erhaschen konnte, war er selig. Für einen Druck ihrer Hand, für einen zärtlichen Blick ihrer Augen wäre er ohne Bedenken in's Wasser gesprungen. Täglich schmuggelte [er] durch die Magd, die er bestochen hatte, ein Brieflein in ihre Hände. Dann plagte ihn höllische Angst, ob nicht etwa die Eltern den Zettel auffingen. Erst wenn er von Herminen das verabredete Zeichen erhielt, beruhigte er sich.

Und doch hätte er ohne Gefahr mit ihr sprechen können, denn es legte ihm Niemand ein Hinderniß in den Weg. Auch die Briefe waren kein Geheimniß, denn Hermine gab sie sofort ihrer Mutter, und beide zusammen lasen seine poetschen Ergüße. Mama lächelte zuweilen, sagte aber einmal ernst: „Er hat schon zwölfhundert Gulden Gehalt, ist ein solider Mensch und wird avanciren. Er soll Dich heirathen.“ Und die gehorsame Hermine antwortete kühl: „Wie Du glaubst, liebe Mama.“

Nach dem Mittagessen, bei seiner kleinen Tasse schwarzen Kaffees und seiner Verdauungs-Cigarre wurde Papa in die Situation eingeweiht. Er schüttelte betroffen den Kopf, murmelte aber dann: „Laßt mich in Ruh'. Der Braten war heute etwas scharf gesalzen. Meinetwegen, er ist mir recht. Macht, was Ihr wollt. Ich will schlafen.“

Und er schlief, und die Frauen machten, was sie wollten, und acht Tage darnach stand Adolf zitternd vor dem Papa, der diesmal sehr würdevoll und strenge aussah, und vor der Mama, die heftig schluchzte, und beide übergaben ihm Hermine als Braut, und ließen sich von ihm als ihren lieben Sohn umarmen und küssen. Auch Herminen durfte er küssen, aber das gute Mädchen war so verschüchtert, daß er statt ihrer Lippen nur das rechte Ohr traf.

---

<sup>1</sup> Die Erzählung erschien am 31. Juli 1883 im *Prager Tagblatt*, Nr. 210, VII. Jahrgang, S. 1ff. Offensichtlich fehlende Buchstaben und Wörter wurden in dieser Transkription in eckigen Klammern ergänzt, ansonsten folgt der Abdruck zeichenetreu der Originalfassung

Trotzdem schwelgte er auf der Himmelsleiter. Abends ging Hermine zu ihrer besten Freundin Mathilde und besprach mit ihr die Brauttoilette.

Es vergingen die Secunden, die Minuten, die Stunden, die Tage, die Wochen und die Monate, und als der dritte Monat vorüber war, standen Adolf und Hermine vor dem Altar. Er hörte, ohne auch nur ein Wort zu verstehen, eine feierliche Anrede, er kniete nieder, stand auf und kniete wieder nieder, ohne zu wissen warum, sah eine Menge Leute in schwarzen, weißen und rosa Kleidern auf sich losstürzen, schüttelte unbekannte Hände, bedankte sich bei Menschen, die er nie zuvor gesehen, und befand sich endlich nach einer heißen Viertelstunde im Fiaker an der Seite Herminens. Jetzt waren sie Mann und Frau! Sie fuhren zum Dejeuner.

Natürlich ging es dort prächtig her. Irgend Jemand sprach einen Toast, auf welchen Papa feierlich erwiderte. Hermine mit dem weißen Atlaskleide verschwand und kehrte dann in einem reizenden perlgrauen zurück. Der Abschied war rührend. Endlich waren alle Pflichten gegen die Gesellschaft erfüllt, und Adolf trat mit seiner Neuvermählten die Hochzeitsreise an. Sechs Wochen blieben die jungen Eheleute aus, dann begannen sie ihren Haushalt. Adolf ging täglich ins Amt, und Hermine besorgte ihre Toilette und machte mit der Köchin den Speisezettel. Und als die richtige Zeit gekommen war, beschenkte sie ihren Adolf mit einem gesunden, kernfrischen Stammhalter.

Doch wie hatte ein einziges, kurzes Jahr den verliebten, schwärmerischen, übersinnlichen Adolf verändert! Das Thermometer seiner Leidenschaft war vom Siedepunkt allmähig bis zum Nullpunkt hinab gesunken. Wenn er die Thüre seiner Wohnung von innen zumachte, so fröstelte ihn schon, und die Stimme seiner Frau erregte ihm Nervenzucken. Den Jungen konnte er vom ersten Tage an nicht leiden. Als die Wehemutter ihm das neugeborene Wesen entgegenhielt, blickte er es neugierig an, und frug sich heimlich, ob denn wirklich aus diesem rothblauen, quieckenden Fleischklumpen mit der Zeit ein ganzer Mensch herauswachsen könne. Bei der Taufe empfand er momentan einen gewissen Stolz, da sein Vetter, der lange Professor, einen Toast auf ihn ausbrachte, worin er ihn vorschauend als den Ahnherrn eines berühmten Geschlechts der Zukunft feierte. Nachts aber ärgerte er sich und wälzte sich zornig im Bette, weil der unbewußte Urheber so großen Ruhms unaufhörlich schrie. Er hätte ihn fassen und aus dem Fenster werfen mögen!

Und sonderbar! Je mehr sich die Liebe Adolfs abkühlte, desto wärmer wurden die Empfindungen Herminens. Es war, als wenn die Liebe, die aus Adolfs Herzen langsam auswanderte, sich bei Herminen einlogirt hätte. Jetzt war sie es, welche schwärmte und phantasirte, sie zitterte schon, wenn sie nur seinen Tritt hörte, sie war glücklich, wenn er ein paar gleichgiltige Worte an



*Illustration von U. Parent zu Jules Vernes Doktor Ox (Zeitschriftenabdruck Musée des familles, 1872). Nachkoloriert von Ralf Reinhardt.*

sie richtete, und wenn er weg war, weinte sie. Denn seine zunehmende Kälte war ihr nicht verborgen geblieben, und seine Herzlosigkeit gegen den kleinen armen Wurm schnitt ihr tief in die Seele. Aber was konnte sie thun? Seine Liebe war gekommen, sie wußte nicht wie, und gegangen, sie wußte nicht warum. So mußte sie denn leiden und dulden.

Ein Zufall aber führte sie mit dem berühmten Arzte und Naturforscher Dr. Ox zusammen. Wenn man Humboldt mit Darwin multiplicirt und mit Rokitansky potencirt, so erhält man einen schwachen Begriff von dem Wissen des Dr. Ox. Derselbe erkannte auf den ersten Blick die Gemüthsschmerzen Herminen's, und da er ebenso seelengut als gelehrt war, so beschloß er, ihr zu helfen. Er studirte ihren Mann, und nach drei Tagen heimlicher Beobachtung kam er zu Herminen und sagte:

„Gnädige Frau, Ihr Herr Gemal ist krank.“

Hermine erschreckte zu Tode, doch Dr. Ox beruhigte sie mit gutem Zuspruch und fuhr fort:

„Das Leiden Ihres Mannes ist ein sehr häufiges, das nur leider die profane Welt zu wenig kennt und beachtet. Hören Sie mich aufmerksam an. Gnädige Frau! Die Wissenschaft hat längst nachgewiesen, daß allen seelischen und moralischen Vorgängen und Zuständen ganz bestimmte Vorgänge und Zustände in dem materiellen Gefüge der Nerven und Windungen des Gehirns entsprechen. Bei der Beschäftigung mit der Mathematik zum Beispiel werden ganz andere Nerven in Bewegung versetzt als bei dem Studium einer Sprache oder bei der Lectüre eines Romanes. Kinder, welche gerne Geschichten hören, lernen selten gut rechnen. Sie verstehen mich doch?“

„Ja, Herr Doctor“, erwiderte Hermine, die aber nur an ihren Adolph dachte und kaum ein Wort begriffen hatte.

„Nun nehmen Sie an, gnädige Frau, daß Jemand eine gewisse Partie seines Gehirns, irgend ein bestimmtes Nervenbündel, allzu heftig und stark maltätäre. Denken Sie zum Beispiel, daß ein Junge in Einem fort Griechisch und Latein büffle und die betreffende Gehirnkammer Tag und Nacht mit den Aoristen und dem Ablativus absolutus quäle. Was wird, was muß die Folge sein? Endlich werden die Nervenstränge matt und schlaff, sie stumpfen sich ab, sie geben nach wie ein ausgedehntes Gummiband, und das Resultat ist, daß der Bursche, der im Gymnasium stets der Erste und der Stolz der Schule war, im praktischen Leben ein Trottel wird.“

„Ah“, machte Hermine.

„Ich will“, setzte Dr. Ox seine Erläuterungen fort, „Sie nicht mit Beispielen ermüden. Ich will nicht von dummen Gelehrten, von sittenlosen Predigern, von blasirten Wüstlingen reden. Bleiben wir bei Ihrem Manne. Seine Liebe zu Ihnen war zu groß. Die betreffenden Nerven waren zu scharf gespannt, und sind, wie die ordinären Leute sagen, abgeschnappt. Das Uebermaß hat sie ruinirt. Es ist, wie wenn man einen Bogen zu stark biegt, so bricht er. Und da die Nerven des Gehirns, die mit der Kindesliebe zu thun haben, knapp neben denen der Gattenliebe placirt sind, so haben sie ebenfalls gelitten.“

Hermine weinte bitterlich. Sie stellte sich diese übergespannten, abgeschnappten und zerrissenen Nerven im Gehirne ihres Mannes vor. Es war schauerlich!

„Und ist also keine Hilfe?“ schrie sie mit herzbrechendem Tone.

Mitleidig schaute Dr. Ox sie an und sagte: „Wenn es gar keine Hilfe gäbe, so hätte ich Ihnen gewiß nicht das Auge der Erkenntniß geöffnet. Aber ja, Ihr Mann kann noch gerettet werden. Seine Nerven sind nicht entzwei zerrissen, sondern nur etwas gezerrt und ausgedehnt. Wir müssen ihnen also die natürliche Kraft und Elasticität wieder zurück geben, und das können wir durch die Electricität.“

Hermine blickte verwundert empor.

»Ja, ja, Gnädige,“ sagte Dr. Ox, „die Electricität ist heute das A und O aller Wissenschaft, mit der Electricität vermögen wir Alles. Seit Franklin dem Himmel den Blitz entrissen hat, haben die Menschen gelernt, selbst den Blitz hervorzurufen, aber nicht um zu tödten, wie die blinde, grausame Natur, sondern um Leben zu vermehren, Leben zu schaffen. Wir werden in Ihren Mann Electricität hineinbringen, ohne daß er es weiß. Wir werden ihn damit füllen, wie eine Leydnerflasche, er soll zu einer wandelnden Voltaischen Säule werden, so lange, bis die kranken Nerven wieder im Gleichgewicht sind, bis sie ihre Jugendkraft wieder erlangt haben. Dann wird er Sie wieder lieben, und auch das Kind, und wenn Sie sich streng an die Regel halten: ‚Nichts im Uebermaß!‘— dann wird er Sie lieben bis an den Tod.“

Hermine ging mit Freuden auf die Vorschläge des Dr. Ox ein. In der Rückenwand des Fauteuils, auf dem Adolf zu sitzen pflegte, wurde ein elektrischer Accumulator angebracht, ebenso unterhalb der Matratze im Bett. Wenn Adolf schlief, legte Hermine heimlich die beiden Pole an seine Füße und an den Kopf, und ließ den sehr gemäßigten und regulirten Strom sanft durch seinen ganzen Körper kreisen. Mit einem ganz kleinen Edison'schen Apparat aber behandelte sie den Kopf besonders, und zwang das Fluidum vorzüglich jene Theile des Gehirnes zu durchzittern, wo nach den Andeutungen des Dr. Ox die Nervenbündel der Gatten- und Kindesliebe liegen mußten.

Ganze Nächte opferte Hermine. Sobald Adolf Zeichen des Erwachens gab, entfernte sie schnell die Apparate und Drähte, so daß er gar nichts merkte. Aber sein Benehmen, sein Wesen wurde von Tag zu Tag anders. Er begann wieder seine Frau anzusehen, und frug sie einmal bei Tische zu ihrer großen Freude, warum sie denn das gelbe Band um den Hals geschlungen habe, statt des blauen, das ihm besser gefiele. Ein Jahr lang hatte er nicht einmal gesehen, welche Farben sie trug!

Abends fing der Kleine zu kreischen an. Adolf nahm ihn auf den Arm, klappste ihn sanft auf den Rücken und schwang ihn hin und her. Plötzlich hielt er inne und stierte verwundert im Zimmer herum. Er begriff sich selbst nicht. Hermine nahm ihm schnell den Jungen weg, denn seine Cür war noch nicht vollendet.

Aber dieselbe schritt rüstig vorwärts. Nach zwei Monaten constatirte Dr. Ox, daß die Nerven wieder ihre ursprüngliche Form hätten und daß die angegriffene Partie seines Gehirns wieder vollkommen gesund wäre. Hermine war nicht so gelehrt wie Dr. Ox und konnte nicht wie dieser durch die Schädelknochen bis ins Innere der Gehirnmasse sehen, aber sie erkannte,

daß Adolf hergestellt sei, an seiner neuerwachten Zärtlichkeit, an den stürmischen Liebkosungen, mit denen er das Kind überschüttete, und an den Paroxysmen seiner Phantasie, in denen er die Zukunft des Kleinen sah. Der Junge, der noch nichts Anderes that, als die Wände beschreien und die Windaeln bemalen, mußte ein großer Musiker wie Beethoven oder ein Maler wie Rafael werden. Oder ein Schiller, oder ein Napoleon! Kein Genie war dem Vater groß genug, das sein Sohn – mit welchem stolzen Hochgefühl er auf einmal von seinem Sohne sprach! — nicht dereinst übertreffen mußte.

In einer schwachen Stunde gestand sie ihm ihre angewandte Heilmethode. Statt zu zürnen, umarmte er sie und ging mit ihr zu Dr. Ox, um demselben zu danken und ihm sein Honorar zu zahlen. Aber Dr. Ox nahm keine Belohnung an und sagte:

„Nicht mir müßt Ihr danken, sondern der göttlichen Elektrizität. Sie hat Euch die Gesundheit, die Liebe und das Glück wieder gegeben. Und wollt Ihr schon durchaus einen Dank abstellen, so pilgert nach Wien, wo demnächst die internationale elektrische Ausstellung eröffnet wird. Dort staunt die ungeheueren Wunder der geheimnißvollen Kraft an, beugt Euch vor ihrer Gewalt und Majestät, und danket den Geistern, die uns solche unabsehbare Bahnen des Fortschritts und der Macht erschlossen haben. Liebet Euch und lebet wohl!“

Dr. Ox entschwand ihren Blicken mit elektrischer Plötzlichkeit und die Gatten stürzten einander gerührt in die Arme. Dann steckten sie das Couvert, in welchem das Honorar für den Arzt enthalten war, wieder zufrieden in die Tasche, gingen nach Hause und packten ihre Koffer zur Reise nach Wien.



*Illustration von Lorenz Frölich zu Jules Vernes Doktor Ox (Hetzl, 1874)*

Hippolyt Tauschinsky<sup>1</sup>

### **Auerbach's Keller. Eine elektrische Geschichte**

Vorgestern fand ich auf meinem Schreibtisch folgende Karte:

„Internationale elektrische Ausstellung.  
Professor Doctor Ox gibt sich die Ehre, Euer Wohlgeboren für morgen Abends halb sieben Uhr zu einem Diner nebst wissenschaftlichen Experimenten einzuladen. Die Gesellschaft versammelt sich im Saale Nummer 8 der Restauration Witzmann.“

Die Karte war auch unterzeichnet, doch ist es eine Eigenheit aller Unterschriften in Oesterreich, daß sie Niemand entziffern kann. Nichtsdestoweniger reizte mich die Aussicht auf die wissenschaftlichen Experimente bei einem Diner, und ich erschien pünktlich. Außer mir waren noch etwa zehn Herren anwesend, eine Blütenlese sämmtlicher Nationen der Welt. Ein Norddeutscher, baumlang und riesenstark, mit einer Commandostimme und einem gewaltigen Vollbart. Ein Engländer, ein junges, steifes Bürschen mit frisirten Haaren und einem goldenen Kettenbracelet sammt Jougou am linken Arm. Ich hielt den Knaben anfangs für einen aus der Lectüre entlaufenen Realschüler, erfuhr aber, daß er bereits Attaché bei der Gesandtschaft wäre, und daß er mit Lord E... sehr nahe verwandt sei. Es brauchen nur etliche vierzehn Onkels, Cousins und Neffen plötzlich zu sterben, so wird er selbst Lord. Es war auch ein Spanier da, klein, mager, schwarz, sehr höflich, mit den angenehmsten Manieren. Ein Franzose mit dem Bündchen der Ehrenlegion fühlte sich sichtlich unbehaglich. Die starke Stimme des pommerischen Landjunkers verursachte ihm jedesmal Nervenreißen. Ein Italiener, mit spöttisch-lächelndem Gesicht, zählte die Couverts ab. Ein Russe lehnte phlegmatisch an der Wand und starrte in das Edison'sche Glühlicht. Neben ihm stand ein Yankee, die Hände in den Hosentaschen und einen Zahnstocher zwischen den Zähnen, an dem er lebhaft herumbiß. Um ihn auf dem Fußboden lagen Bruchstücke zahlreicher hingemordeter Zahnstocher.

Die Thüre ging auf und der Vertreter der Direction erschien mit Herrn Prof. Dr. Ox.

Ich war auf den letzteren sehr neugierig gewesen, schon deshalb, weil man ihn einmal bereits für todt erklärt hatte. Herr Jules Verne, der berühmte Gelehrte und Schriftsteller, hat ja vor etwa zwölf Jahren die ganze gebildete

---

<sup>1</sup> Die Erzählung erschien am 18. Oktober 1883 im *Prager Tagblatt*, Nr. 289, VII. Jahrgang, S. 1ff. Der Abdruck folgt zeichengetreu der Originalfassung.

Welt in Schmerz versetzt durch die Nachricht von dem schrecklichen Ende des großen Forschers und Experimentators Doctor Ox, der mit einem Gasometer in die Luft flog. Sämmtliche Zeitungen brachten Nekrologe, das Extrablatt veröffentlichte sein Portrait, die mathematisch-naturhistorische Classe der Academie der Wissenschaften ließ in ihrem Sitzungssaale eine Trauer-Gedenktafel anbringen. Aber Dr. Ox überstand Alles, den Gasometer, die Nekrologe, das Portrait und die Trauertafel, und blieb am Leben. In den letzten Jahren beschäftigte er sich nur mit Elektrizität. Wir sollten die ersten Zeugen seiner wunderbaren Erfindungen sein.

Herr Professor Doctor Ox ist lang und mager. Aus seinem knochigen Gesichte ragt eine ungeheure Nase hervor – deren Bauart allein schon den Charakter des Mannes verkündigt, der nicht ruht und nicht rastet, bis er den Geheimnissen auf die letzte Spur gekommen ist. Die Stirn ist breit, glatt und erstreckt sich ohne Unterbrechung von den Augenbrauen bis zum Genick, rechts und links eingesäumt von flatternden Büscheln weißer Haare. Zu alledem denke man sich noch einen goldenen Zwicker, eine weiße Halsbinde, eine buntfarbige seidene Rosette im Knopfloch, einen schwarzen Anzug und ausgeschnittene Pariser Schuhe mit rothen Strümpfen, ein großes blaues Sacktuch in der Hand und eine ewig angezündete und niemals brennende Cigarre im Munde, und das Bild des Doctor Ox ist fertig.

Er schüttelte Jedem von uns die Hand, ohne ein Wort zu reden. Sein Geist weilte offenbar weit weg, bei irgend einem epochemachenden Experiment. Wir wagten nicht, ihn zu stören. Das Directionsmitglied lud uns ein, Platz zu nehmen, die schwarzbefrackten Speisenjünglinge stürzten mit Schalen, Schüsseln und Tellern herbei und die Abfütterung begann.

Das Menü habe ich vergessen. Nur drei Dinge fielen mir auf und wahrscheinlich auch allen anderen Gästen, nämlich: Erstens, daß das Essen abgethan wurde wie eine Hetzjagd; zweitens, daß alle Speisen bis zur Unmöglichkeit gepfeffert waren, und drittens, daß wir keinen Tropfen zu trinken bekamen. In zwanzig Minuten war das Diner fertig. Auf einen Wink des Doctor Ox verschwanden die Tischtücher, Servietten, Teller, Schalen, Büchsen, Eßbestecke und Schüsseln und alsbald auch die Kellner aus dem Saale. Offenbar sollte die Wissenschaft beginnen, aber uns klebte die Zunge am Gaumen.

Doctor Ox nahm aus einer kleinen Schatulle ein Tuch und deckte es über den Tisch. Es war grün, an den Seiten aber, wo es über den Rand der Tischplatte herabhing, mit Broncestückereien bedeckt. Dann stellte Doctor Ox vor Jeden von uns einen Becher von ganz eigenthümlicher Form. Der Becher stand auf einem metallenen in drei Schlangen auslaufenden Fuße; der Kelch



*Illustration von Lorenz Frölich zu Jules Vernes Doktor Ox (Hetzl, 1874).*

*Nachkoloriert von Ralf Reinhardt.*

selbst aber war von feinstem Glas, an dessen Außenseite wie Silberfäden glänzende Arabesken angebracht waren. Hierauf richtete Doctor Ox vor sich ein schmales längliches Kästchen auf, das am meisten Ähnlichkeit hatte mit einem stummen Clavier, wie es die Virtuosen zur Uebung gebrauchen. Das Directionsmitglied schenkte unsere Becher mit Wasser voll, Doctor Ox erhob sich, räusperte sich mehrere Male, und begann dann mit lauter schnarrender Stimme in französischer Sprache:



Illustration von U. Parent zu Jules Vernes Doktor Ox (Zeitschriftenabdruck Musée des familles, 1872)

„Messieurs et Mesdames – pardon – Messieurs!“

Ich will seine Rede deutsch wiedergeben. Sie bildet einen Merkmstein in der Geschichte der neuesten Erfindungen.

„Meine Herren!

Was Sie da vor sich haben in den Kelchen, ist reines gutes frisches Wasser. Ich weiß, daß Sie Alle dursten – kosten Sie und überzeugen Sie sich, daß Sie nur mit unschuldigem Wasser zu thun haben.“

Wir hoben die Becher und Jeder machte sehnsüchtig einen Schluck. Zufrieden war Keiner von uns, denn wer möchte gerne ein reichliches starkgewürztes Diner nur mit elendem Wasser hinabschwemmen, aber aus Artigkeit und in Erwartung der Experimente fügten wir uns. Doctor Ox fuhr fort:

„Meine Herren!

Jetzt haben Sie getrunken nach Laune, nach Lust. Künftighin aber belieben Sie zu trinken nach Vorschrift. Nämlich: die linke Hand drücken Sie fest auf den Tisch, auf die Broncestickerei, die vor Ihnen liegt, mit der Rechten umklammern Sie den metallenen Fuß des Bechers, und wenn Sie schlürfen, so lassen Sie den Kelch auf der Unterlippe und den Zähnen ruhen. Ferner be-

ginnen Sie nicht eher zu trinken, als bis ich zähle: Eins, zwei, drei! Und nun, weil wir in Oesterreich sind, wollen wir diesem Lande auch zuerst die Ehre geben und einen echten Mailberger kosten. Also, ist Alles vorbereitet – gut, ich drücke jetzt hier eine Taste, achtgegeben, Jeder sein Glas an die Lippen angelegt – eins, zwei, drei!“

Ueber unsere Zunge floß der köstlichste Wein! Einige blieben sitzen mit leuchtenden Augen und schlürften, Andere aber, darunter ich, sprangen erregt vom Stuhle auf. Das war Zauberei! Auerbach's Keller! Faust in Wien!

Doctor Ox sah uns kalt und überlegen an. Er hob den Finger von der Claviatur, und der Wein wurde sofort wieder zu schnödem Wasser. Wir setzten uns wieder und nachdem die Ruhe eingekehrt war, sprach Ox mit seinem schnarrenden Organ:

„Meine Herren, das Princip ist sehr einfach. Wenn Sie gleichzeitig mit der einen Hand die Broncestickerei berühren, und mit der anderen das mit einem Silbernetz umspinnene Glas an die Lippen halten, so ist der Strom vollkommen geschlossen. Hier in dem Kästchen nun habe ich den Regulator mit dem Tastenapparat. Der Strom, dessen Erfindung und Erzeugung noch mein Geheimniß ist, afficirt nämlich blos die Geschmacks-Nerven, die Zunge, den Gaumen und den Schlund. Je nachdem ich nun hier, auf der Claviatur auf eine andere Taste drücke, je darnach gerathen die Nerven in verschiedenartige Erregung. Die Spannungsdifferenzen sind ungemein niedrig, aber mein Apparat ist so empfindlich, daß er auch die kleinste Nuance sofort überträgt. Die mikroskopischen Würzchen, in denen sich der Geschmack bildet, gerathen nun in Schwingung und Thätigkeit und erzeugen dadurch in ihnen genau das gleiche Gefühl, als wären sie von dem echten Ursprungsgegenstände berührt worden. Denn die Empfindung des Geschmackes ist selbst nichts anderes als eine unendlich subtile elektrische Nervenreizung, ein Nervenkitzel, den künstlich hervorzurufen eben mein Augenmerk war. Geben Sie Acht, meine Herren, wir wollen uns zu den weiteren Experimenten mit Champagner begeistern! Also schenken Sie den Becher voll Wasser, legen Sie die Hand auf den Tisch, schließen Sie die Kette, heben Sie das Glas hoch, — eins, zwei, drei!“

Diesmal tranken wir Alle herzhaft und fühlten mit Wonne den perlenden Champagner die Kehle hinabrieseln. Echter, prickelnder Champagner, dessen Duft in die Nase stieg, der uns die Adern mit Feuer füllte und das Herz froh machte. Wohl wußten wir, daß es nur Wasser sei, was wir hinabschütteten, aber unsere Zunge, unser Gaumen, unsere Kehle, sie waren stärker als unser Geist – sie empfanden, sie schmeckten den Champagner und ließen

sich ihre unmittelbare sinnliche Wahrnehmung und Erfahrung durch keine Dialektik abstreiten.

Nun folgte ein Abend sonder Gleichen. So eifrig, so ausdauernd, so begierig hat noch keine Gesellschaft experimentirt wie wir. Leichte feurige Rheinweine, schwermüthige süße *Lacrimae Christi*, schwelgerische Tropfen Muskateller, heiße Zaubetränke Spaniens und Ungarns, stürmisch begeisternder Reben-saft — Alles, Alles kam an die Reihe, und wir fanden das eine Naß köstlicher und herrlicher als das andere. Eine Pause in unserem Studium wurde von Dr. Ox benützt, um uns die Vortheile, ja die gründliche moralische Umwälzung auseinanderzusetzen, welche seine Erfindung in ihrem Gefolge haben müsse:

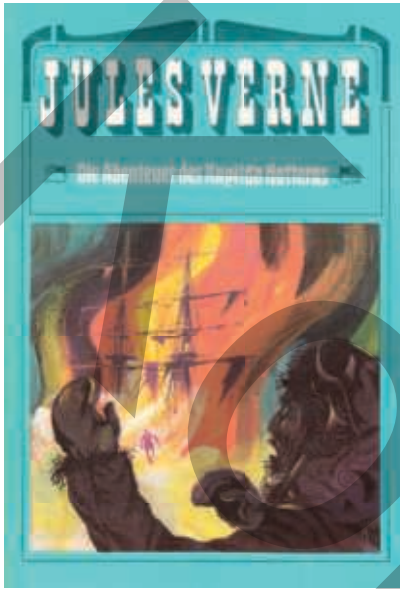
„Die Alkoholpest, dieses Gift der Menschheit, wird künftighin aus der Welt verschwinden, denn alle Genüsse kann der Trinkende haben, ohne den Fusel in's Gehirn und in's Blut aufnehmen zu müssen. Vor der *Phylloxera vastatrix* werden wir uns nicht mehr fürchten, denn unsere elektrischen Batterien sind vor diesem Raubthierchen sicher. Mein Apparat läßt unserem Altvater Noah alle Gerechtigkeit widerfahren, er veredelt ihn nur. Und selbst der Arme, der heute zu dem eckelhaftesten Gesöffte greift, um sich zu betäuben, und für welchen der Mosel und Bordeaux, der Madeira und Marsala, der Tokayer und Cypro leere unbekannte Begriffe sind, er wird in der Zukunft mit den reichsten Schwelgern wetteifern können, ohne daß es ihm mehr kostet, als jedes andere Gläschen Wein, und ohne daß es ihn krank macht. Denn was die Hauptsache ist: die Gicht, dieses Erbübel der guten Tafel, dieser Katzenjammer des Alters auf den Weinrausch der üppigen Jugend, die Gicht ist aus der Menschheit verbannt für ewige Zeit! Meine Herren, noch ein Glas Lafitte auf die elektrische Zukunft, die uns im Wasser die Seligkeiten des Nectars bescheert — eins, zwei, drei!“

Und wir ließen fröhlich die Becher klingen. Noch lange saßen wir an der merkwürdigen Tafel beisammen und dachten in Auerbach's Keller zu sein, und Doctor Ox erschien uns wie Doctor Faust. Bald wird das Geheimniß aber ein Gemeingut der ganzen Menschheit sein, denn Dr. Ox gedenkt seine Erfindung zu veröffentlichen und durch Reisevorträge in der ganzen Welt zu verbreiten. Große Männer sind ja auch immer große Wohlthäter. Demnächst wird er nach Prag kommen, ja er hat es mir bestimmt versprochen, daß er daselbst seine erste Station halten werde. Nun handelt es sich nur darum, daß der Gemeinderath auch für ein gesundes Wasser sorgt, das unserem Magen gut thut. Es in schäumendes Bier und in perlenden Wein zu verwandeln, ist Sache der Elektrizität und des Dr. Ox. Ich habe ihm bloß die Wege bahnen wollen.

Meiko Richert

## Manfred Hoffmanns Jules-Verne-Bearbeitungen

Notizen zur Rezeption von Jules Verne in der DDR



*Großoktavausgabe Verlag Neues Leben, 1975*

Während sich westdeutsche Leser ab 1966 über zwei neu übersetzte Jules-Verne-Reihen freuen durften (Diogenes, Bärmeier & Nickel), ging der Osten Deutschlands leer aus. In Ostberlin hatte der Verlag Neues Leben in den fünfziger Jahren mit der Herausgabe von Jules Vernes Romanen begonnen, die dann ab 1962 als Kompass-Taschenbücher, als farbige (später schwarze) Großoktavausgabe und schließlich ab 1986 als „Ausgewählte Werke in Einzelausgaben“<sup>1</sup> erschienen. Einigen wenigen Romanen hatte man zu diesem Zweck eine Neuübersetzung spendiert; später wurden aber zunehmend die klassischen Hartleben- und Weichert-Übersetzungen verwendet. Als dem

Verlag die antiquarisch schwer erhältlichen Vorlagen ausgingen, sprangen private Sammler ein, die die Bücher im sozialistischen Umland erwarben und auf teils abenteuerlichen Wegen in die DDR transportierten. Hier ließ sich der Lektor Manfred Hoffmann die Bücher zur Bearbeitung aus und formte aus ihnen schließlich die bekannten Großoktavbände des Verlags Neues Leben. All dies wird von unserem Mitglied Jürgen Bodt, der unmittelbar involviert und einer der „Hauptlieferanten“ war, ausführlich in *Nautilus* Nr. 9 erzählt<sup>2</sup>. Über die Textqualität dieser Ausgabe ist in der Vergangenheit viel geschrieben worden<sup>3</sup>. Tatsächlich sind die Jules-Verne-Romane des Verlags Neues Leben mal mehr, mal weniger stark bearbeitet und gekürzt, was vor allem bei mehrbändigen Romanen zu spüren ist. Dennoch möchte ich versuchen, die Bearbeitungen differenziert zu betrachten.

Unter der Leitung von Wolfgang Sellin (und später Walter Lewerenz) war Manfred Hoffmann seit 1955 der betreuende Lektor für Abenteuer-

literatur und insbesondere für die Jules-Verne-Ausgaben im Verlag Neues Leben<sup>4</sup>. Die Bücher erschienen nicht mit dem Anspruch originalgetreuer Übersetzungen, sondern sollten spannende Unterhaltung für ein vornehmlich junges Publikum bieten. Wo es Manfred Hoffmann im Hinblick auf die Zielgruppe der Bücher notwendig erschien, kürzte er die Texte der Weichert- und Hartlebenausgaben und nahm in Einzelfällen auch inhaltliche Änderungen vor, was beispielsweise am Schluss des *Kapitän Hatteras* deutlich wird. Bekanntlich endet Jules Vernes Roman mit der Schilderung des geistigen Verfalls des Protagonisten und seiner unaufhörlichen, nur von den Mauern einer Nervenheilanstalt unterbrochenen Wanderung nach Norden. Diesen ernüchternden Schluss schien man den Lesern in der DDR nicht zumuten zu wollen, denn in Manfred Hoffmanns Bearbeitung endet das Buch folgendermaßen:

Er blickte um sich, als erwache er allmählich aus tiefem Schlaf, er schüttelte die Alpträume ab, die ihn wochenlang gequält hatten, und er begriff, dass es nicht nur ein Wachtraum war, sondern dass er tatsächlich am Nordpol gestanden hatte und dass er nun, nach all den Mühen und Strapazen, wieder zu Hause war. Der Beifall der Menschen war es, die Begeisterung, die ihm entgegengebracht wurde, der den Schleier zerriß, der über ihm gehangen hatte, seit er auf dem Kraterrand am Pol gestanden hatte. Er erhob sich von seinem Sitz und winkte den Menschen zu, als sie in den Buckingham-Palast einfuhren, und der Doktor war übergücklich, als er sah, dass Hatteras wieder zu sich selbst gefunden hatte. Er drückte Hatteras kräftig die Hand, und die anderen drei Gefährten taten es ihm gleich.

Sicherlich ein tiefer Eingriff in Jules Vernes Intention, eine Warnung vor immerwährender menschlicher Selbstüberschätzung auszusprechen; erklärbar jedoch im Lichte des sozialistischen Bildungsauftrags, den ein renommierter Verlag wie Neues Leben in der DDR zu erfüllen hatte. Unabhängig davon erfolgten Manfred Hoffmanns sprachliche Modernisierungen und Neufassungen der Texte stets im Sinn einer flüssigen Lesbarkeit, wenn er dabei auch ohne die französischen Originale auskommen musste. Wie diese Modernisierungen aussahen, möchte ich an zwei Beispielen illustrieren, in denen ich jeweils das französische Original, meine eigene Übersetzung der Textstelle, die Hartleben- bzw. Weichert-Übersetzung und schließlich Manfred Hoffmanns Bearbeitung gegenüberstelle. Änderungen und Einfü-



*Manfred Hoffmann an seinem Arbeitsplatz im Verlag Neues Leben*

gungen markiere ich fett, Kürzungen verdeutliche ich durch eckige Klammern. Wie man sehen wird, fallen die sprachlichen Modernisierungen unterschiedlich stark aus, je nach Vorlage.

**Beispiel Hartleben: *Monsieur Cabidoulin und die Große Seeschlange (Les Histoires de Jean-Marie Cabidoulin)*, Kapitel 15**

Original: En tout cas, il n'y a pas certitude que les océans renferment de tels animaux. Aussi, en attendant que les ichthyologistes aient constaté leur existence et décidé en quelle famille, quel genre, quelle espèce, il conviendra de les classer, mieux vaut reléguer ce qu'on en rapporte au rang des légendes.

Deutsch (MR): In jedem Fall ist es ungewiss, ob es in den Meeren solche Tiere gibt. Und bis die Ichthyologen ihre Existenz festgestellt und entschieden haben, welcher Familie, welcher Gattung und welcher Art sie zuzuordnen sind, ist es besser, alle Berichte über sie in das Reich der Legenden zu verbannen.

Hartleben: Auf jeden Fall weiß niemand etwas zuverlässiges darüber, daß die Meere irgendwo derartige Thiere bergen. Und so lange die sachverständigen Ichthyologen ihr Vorhandensein noch nicht bestätigt und noch nicht bestimmt haben, welcher Familie, welchem Geschlechte und welcher Art sie zuzuteilen seien, ist es wohl besser, alles, was über sie berichtet wird, ins Gebiet der Fabel zu verweisen.

Weichert: Etwas Sicheres ist nicht dabei herausgekommen, und noch immer entzieht es sich der wissenschaftlichen Kenntnis, ob die Meerestiefen dergleichen Ungetüme bergen oder nicht. Und so wird es wohl auch im vorliegenden Falle dabei bleiben müssen, alles, was darüber vermeintlicherweise erfahren oder wahrgenommen wurde, ins Reich der Fabel zu verweisen; und das wird auch so bleiben müssen, bis nicht einem wirklichen Ichthyologen beschieden worden ist, aufgrund eigener Forschung festzustellen, zu welcher Gattung und Klasse der Tierwelt diese Ungetüme zu rechnen sind.

Neues Leben (MH): Auf jeden Fall weiß niemand etwas **Zuverlässiges** darüber, **ob** die Meere irgendwo derartige Tiere bergen **oder nicht**. Und solange die sachverständigen **Gelehrten deren** Vorhandensein  nicht bestätigt und  nicht bestimmt haben, welcher Familie  und welcher Art sie zuzuteilen **wären**, ist es wohl besser, alles, was über sie berichtet wird, ins Gebiet der Fabel zu verweisen.

**Beispiel Weichert: *Die seltsamen Leiden des Herrn Kin-Fo (Les Tribulations d'un Chinois en Chine)*, Kapitel 1**

Original: « Voyons ! Que pense notre hôte de ces divagations après boire ? Trouve-t-il aujourd'hui l'existence bonne ou mauvaise ? Est-il pour ou contre? »

L'amphitryon croquait nonchalamment quelques pépins de pastèques ; il se contenta, pour toute réponse, d'avancer dédaigneusement les lèvres, en homme qui semble ne prendre intérêt à rien.

« Peuh ! » fit-il.

Deutsch (MR): „Nun aber! Was denkt unser Gastgeber über diese trunkenen Fantasien? Findet er das heutige Dasein gut oder schlecht? Ist er dafür oder dagegen?“

Der Amphitryon zerknackte ungerührt ein paar Wassermelonenkerne. Statt einer Antwort begnügte er sich damit, verächtlich die Lippen zu schürzen, wie jemand, der sich für nichts mehr zu interessieren scheint.

„Pah!“, sagte er.

Hartleben: »Was denkt wohl unser lebenswürdiger Gastgeber über diese Auseinandersetzungen bei vollem Glase? Hält er das Menschenleben heutzutage für gut oder schlecht? Ist er ein Freund oder Feind desselben?«

– Pah!« antwortete der Angeredete.

Weichert: »Ei! und was meint unser Amphitryo über diese Abschweifungen nach einem guten Trunk? Erscheint ihm das heutige Dasein gut oder schlecht? Ist er pro oder contra?«

Der Amphitryo knackte behaglich ein paar Wassermelonenkerne. Statt aller Antwort begnügte er sich, geringschätzig die Lippen vorzuschieben, wie jemand, der an nichts Interesse zu fassen scheint.

»Bah!« machte er.

Neues Leben (MH): „ Was meint **denn** unser Amphitryo **zu diesen Worten** nach einem guten Trunk? **Hält er sein**  Dasein **für** gut oder schlecht? Ist er **dafür** oder **dagegen**?“

Der **Gastgeber** knackte behaglich ein paar Wassermelonenkerne. Statt **einer** Antwort **verzog er lediglich** geringschätzig die Lippen wie jemand, der nichts **und niemandem mehr** Interesse **entgegenzubringen vermag**.

„Pah!“ machte er.

Beide Beispiele zeigen exemplarisch die Probleme der Hartleben- bzw. Weichert-Übersetzungen. Während sich Hartleben im *Cabidoulin* eng an Vernes Wortwahl hält, bildet die Weichert-Fassung eher eine Nacherzählung der Textstelle. In *Kin-Fo* hingegen sieht es etwas anders aus, hier ist die Weichert-Fassung der Textstelle vollständiger als bei Hartleben. Tatsächlich bietet keine der beiden Editionen eine ungekürzte und originalgetreue Werkausgabe; beide Buchreihen enthalten Fehler, Kürzungen und Zusammenfassungen. Da die Bücher des Verlags Neues Leben aber fast komplett auf den Weichert- und Hartleben-Fassungen beruhen, sind die editorischen Schwächen dieser Reihe sicherlich nicht Manfred Hoffmann allein anzulasten<sup>5</sup>. Im Ge-

*In der Tradition klassischer Abenteuerromane:  
Illustration von Werner Ruhner aus Manfred  
Hofmanns Der fliegende Holländer*



genteil, die in hoher Auflage erschienenen (und trotzdem schwer erhältlichen) schwarzen Bände haben das Jules-Verne-Bild ganzer Generationen von DDR-Lesern geprägt, und einem Großteil von ihnen dürfte es herzlich egal gewesen sein, ob die Romane nun literaturwissenschaftlichen Ansprüchen genügten oder nicht. Dafür waren sie einfach zu spannend.

Doch wer war Manfred Hoffmann? Vielen Jules-Verne-Freunden ist er heute vor allem durch seine Namensnennung im Impressum der Neues-Leben-Ausgabe ein Begriff: „Nach einer alten Übersetzung bearbeitet von Manfred Hoffman“.

Weniger bekannt ist vielleicht, dass er auch ein Autor packender historischer Abenteuerbücher war. Die Kompass-Taschenbuchausgabe seines Romans *Sturmläuten über dem Tal* gibt uns nähere Auskunft über sein Leben:



*Manfred Hoffmann*

Manfred Hoffmann wurde am 11. Mai 1926 in Halle geboren, besuchte dort die Volks-, später die Mittelschule. Ursprünglich hatte er die Absicht, Flugzeugingenieur zu werden, und arbeitete etwa zwei Jahre als Flugzeugbaupraktikant bei Junckers in Halle/Dessau. Diese Ausbildung wurde 1943/44 unterbrochen durch die Einberufung zu einer RAD-Flakeinheit. Einsatz an der polnischen Ostfront. Nach dem Krieg kurze Zeit noch im Flugzeugbau, dann Bemühungen, eine Ingenieurschule zu finden, einige Monate Lokomotivputzer bei der Reichsbahn und schließlich Nachholen des Abiturs. Von 1951 bis 1955 studierte Manfred Hoffmann Germanistik an der Martin-Luther-Universität in Halle, siedelte nach Berlin über und ist dort seit 1955 als Verlagslektor überwiegend mit der Bearbeitung und Herausgabe klassischer Abenteuerbücher beschäftigt. Im Verlag Neues Leben erschien 1975 sein Buch „Der fliegende Holländer“ und 1979 der Roman „Der Schwur von Shillelagh“. „Sturmläuten über dem Tal“ wurde 1972 zum ersten Mal verlegt.<sup>6</sup>

1982 erschien im Kinderbuchverlag Berlin die Erzählung *Der Landreiter von Fehrbellin*. Im Verlag Neues Leben war er bis kurz nach der Wende (1990/91) als stellvertretender Cheflektor tätig. Manfred Hoffmann lebt heute in Berlin-Biesdorf.

Abschließen möchte ich diesen Artikel mit der Übersicht aller im Verlag Neues Leben erschienenen Jules-Verne-Romane und deren Textgrundlagen.

<b>Titel</b>	<b>Erscheinungsjahr<sup>7</sup></b>	<b>Textgrundlage</b>	<b>Bearbeiter<sup>8</sup></b>
Die Kinder des Kapitäns Grant	1953	Neuübersetzung Walter Gerull	-
Die Reise um die Erde in 80 Tagen	1956	Weichert	Dorothea Rahm
Der Archipel in Flammen	1958	Hartleben	Manfred Hoffmann
Mathias Sandorf	1963	Neuübersetzung Pauline Schneider	-
Der Donaulotse	1964	Hartleben	Manfred Hoffmann
Die geheimnisvolle Insel	1965	Weichert	n/n
Keraban der Starrkopf	1967	Hartleben	n/n
Von der Erde zum Mond	1968	Hartleben	n/n
Reise um den Mond	1968	Hartleben	n/n
Der Südstern	1969	Neuübersetzung Tilly Bergner	-
Zwanzigtausend Meilen unter dem Meer	1971	Hartleben	n/n
Ein Kapitän von 15 Jahren	1972	Hartleben	Manfred Hoffmann
Die Reise zum Mittelpunkt der Erde	1973	Hartleben	n/n
Hector Servadacs Weltraumreise	1974	Weichert	n/n
Die Jagd auf den Meteor	1974	Hartleben	Manfred Hoffmann
Fünf Wochen im Ballon	1975	Hartleben	Manfred Hoffmann

Die Abenteuer des Kapitän Hatteras	1975	Weichert	Manfred Hoffmann
Robur der Sieger	1975	Weichert	Manfred Hoffmann
Die fünfhundert Millionen der Begum	1976	Weichert	n/n
Meisters Antifers Glücks- und Unglücksfahrten	1977	Weichert	n/n
Nord gegen Süd	1978	Weichert	n/n
Zwei Jahre Ferien	1979	Hartleben	n/n
Ein Drama in Livland	1980	Hartleben	Manfred Hoffmann
Claudius Bombarnac	1981	Weichert	Manfred Hoffmann
Die Jangada	1981	Weichert	Manfred Hoffmann
Die Erfindung des Verderbens <sup>9</sup>	1982	Hartleben	Manfred Hoffmann
Die Eissphinx	1982	Hartleben	Manfred Hoffmann
Der Kurier des Zaren	1983	Hartleben	Manfred Hoffmann
Kein Durcheinander	1983	Hartleben	Manfred Hoffmann
Die Familie ohne Namen	1985	Weichert	Manfred Hoffmann
Monsieur Cabidoulin und die große Seeschlange	1985	Hartleben	Manfred Hoffmann
Der Herr der Welt	1986	Hartleben	Manfred Hoffmann
Die Schule der Robinsons	1987	Weichert	Manfred Hoffmann
Die letzte Fahrt der „Chancellor“	1988	Hartleben	Manfred Hoffmann
Abenteuer von drei Russen und drei Engländern in Afrika	1989	Weichert	Manfred Hoffmann
Die seltsamen Leiden des Herrn Kin-Fo	1990	Weichert	Manfred Hoffmann
Mrs. Branigan	1991	Hartleben	Manfred Hoffmann

Der Künstler Werner Ruhner (1922-1999) illustrierte nicht nur Bücher von Manfred Hoffmann, sondern auch von Jules Verne – hier eine dramatische Szene aus *Ein Kapitän von 15 Jahren* (Verlag Neues Leben, 1972). Schiffe im Kampf der Elemente waren ein gern verwendetes Motiv, das Ruhner eindrucksvoll darzustellen wusste.

Der Autor dankt Herrn Karsten Hoffmann und der Redaktion des Jules-Verne-Clubs für wertvolle Hinweise und Unterstützung bei der Sichtung der Weichert-Ausgaben.



### Anmerkungen:

<sup>1</sup> Fehrmann, Andreas: Deutschsprachige Editionen der Werke Jules Vernes -Teil 2. [http://www.j-verne.de/verne\\_edit2.html](http://www.j-verne.de/verne_edit2.html) (18.03.2018)

<sup>2</sup> Bodt, Jürgen: Wie die DDR zu weiteren Jules Verne Büchern kam. In: *Nautilus* Nr. 9 (2006), S. 8ff.

<sup>3</sup> Thadewald, Wolfgang: Verzeichnis aller wichtigen deutschsprachigen Reihen. In: Pleticha, Heinrich (Hrsg.): *Jules Verne Handbuch*. Stuttgart: VS Verlagshaus Stuttgart, 1992, S. 312, 315, 318f.

<sup>4</sup> Manfred Hoffmanns Kollektiv war auch an der Bearbeitung von Karl May und vielen anderen Autoren beteiligt, oft ohne Namensnennung im Impressum. Ein schönes Beispiel für seine Verlagsarbeit bietet der gemeinsam mit Cheflektor Walter Lewerenz herausgegebene Sammelband *Das Große Abenteuer-Buch* (1975).

<sup>5</sup> Ein weiteres Beispiel: Das stark gekürzte Schlusskapitel der *Familie ohne Namen* hat Manfred Hoffmann – bis auf den geänderten letzten Absatz – von Weichert übernommen. In Eigenverantwortung vorgenommene Textkürzungen fielen bei mehrbändigen Romanen tendenziell meist stärker aus als bei kürzeren, einbändigen Romanen.

<sup>6</sup> Zitiert und ergänzt nach: Hoffmann, Manfred: *Sturmläuten über dem Tal*. Berlin: Verlag Neues Leben, 1972.

<sup>7</sup> Jahr der Erstausgabe, unabhängig von der Buchreihe.

<sup>8</sup> n/n: Keine Namensnennung im Impressum; die Beteiligung von Manfred Hoffmann ist aufgrund seiner Verlagstätigkeit aber auch hier anzunehmen.

<sup>9</sup> Die Kompass-Taschenbuchausgabe (1970) enthält die Diogenes-Übersetzung von Karl Wittlinger. Für die Großoktavausgabe (1982) wurde der Hartleben-Text bearbeitet.

Ernst-Michael Stiegler

### **Immer auf Achse!**

In Jules Vernes *Kein Durcheinander* blieb die Erdachse „standhaft“ geneigt

Jules Vernes Erzählung *Kein Durcheinander* von 1889<sup>1</sup> handelt von dem verwegenen Plan, die um rund 23 Grad geneigte Erdachse aufzurichten. Hinter dieser ver-rückenden Idee steckt der Gun-Klub Baltimore in den USA. Genau gesagt: der überragende Mathematiker J. T. Maston, dessen Berechnungen so treffsicher in den beiden Romanen *Von der Erde zum Mond* (1865) und der *Reise um den Mond* (1870) waren. Also, ein Wiedersehen mit alten Bekannten: „Es erscheint uns kaum notwendig, Impey Barbicane, den Vorsitzenden des Gun-Klubs von Baltimore, den Kapitän Nicholl, ferner J. T. Maston, Tom Hunter mit den Holzbeinen, den immer hüpfenden Bilsby, den Oberst Bloomsberry [...] einzeln und förmlich vorzustellen.“ (Seite 48)

Und jetzt: eine neue Herausforderung für altgediente, ein wenig gelangweilte Artilleristen! Sie planen, mit einer überdimensionalen Kanone am Fuß des Kilimandscharo ein Riesenprojektil abzufeuern. Dabei soll ein hochbrisanter Sprengstoff eingesetzt werden, jenes von Kapitän Nicholl erfundene „Melonit“, dessen „Sprengkraft drei, oder viertausendmal größer war, als die der gewaltigsten, für den Krieg berechneten Stoffe“ (Seite 138). Der dabei entstehende Rückstoß würde die Erdachse aufrichten, so jedenfalls das Ergebnis des „Rechenmeister(s)“ (S. 53) J. T. Maston.

Wozu das Ganze? Es locken riesige Steinkohlevorkommen, die unter dem Gletschereis des Nordpols vermutet werden. Allerdings müsste das Eis erst schmelzen, um an die Kohle zu kommen. Dieses kleine Problem soll durch die Verlagerung des Nordpols um 23 Grad nach Süden gelöst werden. Und das ungeachtet der Befürchtungen und bangen Fragen der übrigen Menschheit, „welche Continente sich in Meere und welche Meere sich in Continente verwandeln“ (Seite 123) könnten.

Ein pennälerhafter Rechenfehler von J. T. Maston lässt den Plan grandios scheitern. Der „Rechenmeister“ ist daraufhin untröstlich, „weil seine Kanone auf das Erdspäroid nicht mehr Wirkung hervorgebracht hatte, als eine harmlose Feuerwerks-Rakete!“ (Seite 182) Nach dem altbekannten Motto „Ende gut, alles gut“ stellt der Erzähler auf der letzten Seite fest: „Es scheint so, dass die Bewohner der Erdkugel in Frieden schlummern können. Die Bedingungen, unter denen sich die Erde bewegt, zu verändern, das übersteigt weit die menschlichen Kräfte, es kommt dem Menschen eben nicht zu, an der Ordnung der Dinge, die der Schöpfer für das Weltall festgestellt hat, etwas zu verändern.“ (Seite 193)



Titelbild der französischen Erstausgabe von Sans dessus dessous von 1889 ...



... und das Titelbild der deutschen Ausgabe von Kein Durcheinander aus dem Jahr 1893.

### Die „Ordnung der Dinge“: die taumelnde Erde

Welches geophysikalische Wissen rund um die Erdachse und die Erdrotation konnte unser Autor zum Ende des 19. Jahrhunderts haben? Es ist anzunehmen, dass Jules Verne vom „Ersten Internationalen Polarjahr“ wusste. Elf Länder mit 14 Forschungsstationen beteiligten sich vom Sommer 1882 bis Sommer 1883 daran. Es ging um astronomische, meteorologische, geomagnetische und weitere Forschungen. Obwohl die Ergebnisse des „Ersten Internationalen Polarjahrs“ nur schleppend veröffentlicht wurden, könnte Verne diese gemeint haben, wenn er in *Kein Durcheinander* von „einschlägige(n) Werke(n) über die Erde, ihre Masse, Dichtigkeit, Volumen, Gestalt, über die Rotationsbewegung um ihre Achse und die Fortbewegung auf ihrer elliptischen Bahn“ (Seite 74) schreibt.

Tatsächlich tat sich um den Erscheinungstermin von *Kein Durcheinander* erstaunlich viel in der Geophysik. Es gab sogar einen wissenschaftlichen Durchbruch: Die alte Lehrmeinung, die Erde würde wie ein starrer Körper um eine ebenso starre Achse rotieren, wurde widerlegt. Stattdessen etablierte

sich die Einsicht, dass die Symmetrieachse und die Rotationsachse der Erde nicht übereinstimmen können. Vielmehr drehe sich die Erde gewissermaßen mit einer Unwucht. Und sie ist auch kein starrer Körper, sondern ist deformierbar und flexibel-schwingend.

Es war der Bonner Astronom Friedrich Küstner, der aufgrund seiner Beobachtungen in den Jahren 1885 bis 1888 auf eine von der Erde selbst verursachte Polhöhenbewegung schloss. Und damit die Unwucht, die Differenz zwischen Symmetrieachse und Rotationsachse, erkannte.

Im Jahr 1891 entdeckte der amerikanische Astronom Seth Carlo Chandler die nach ihm benannte Periode von 415 bis 435 Tagen („Chandler wobble“). In dieser Zeit kreiselt die Erdrotationsachse mit einem Radius von rund fünf Metern am Pol.

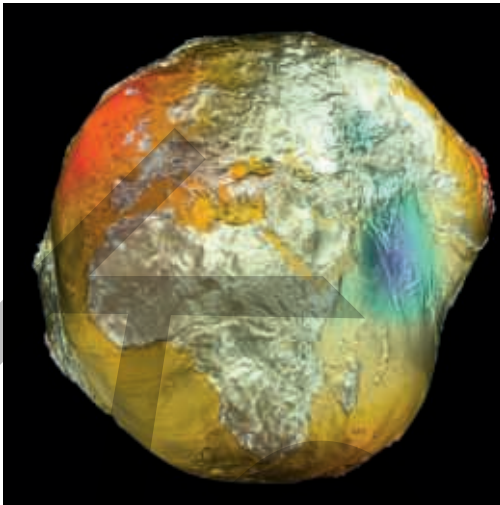
Nach dem fiktiven Schuss am Kilimandscharo nahm übrigens – was für ein kurioser Zufall – die Tageslänge ab 1892 erheblich zu. Nämlich bis 1902 um fast vier Millisekunden und damit um das 20fache des langjährigen Mittels von zwei Millisekunden pro Jahrhundert.<sup>2</sup> Welche Erklärung hätte wohl Jules Verne dafür gehabt?!

### **Auch „Kein Durcheinander“ im 21. Jahrhundert**

Man weiß heute, dass die Erde vor hunderten von Millionen Jahren weit erheblicher taumelte als jetzt – und wird dies wohl auch in ferner Zukunft wieder tun. Was bewegt heute die Erde, auch wenn sie derzeit nahezu „in Balance ist“, wie Dr. Bernhard Steinberger vom Deutschen GeoForschungs-Zentrum GFZ in Potsdam sagt?<sup>3</sup>

Antworten lieferten die beiden „Grace“-Satelliten mit ihren Messungen des Erdschwerefeldes zwischen 2002 und 2017. Bereits vorausgegangene Forschungsergebnisse führten zur Darstellung des Potsdamer Geoids. Die Erde ist demnach nicht wirklich schön rund und glatt, sondern sieht – maßstäblich allerdings weit überhöht – ziemlich schrumpelig aus. Verursacht wird diese unregelmäßige Gestalt zum einen durch Fliehkräfte: dadurch ist die Erde leicht abgeplattet. Und zum anderen durch Massenumlagerungen im (oberen) Erdmantel. In dieser rund 700 Kilometer dicken, zähflüssigen und unter hohem Druck stehenden Schale können heiße Auf- und kühle Abströmungen entstehen und zu großräumigen Bewegungen führen: „Aufgewölbte Regionen tendieren dazu, zum Äquator zu wandern“, erläutert Bernhard Steinberger.

Sogar die vereisten Pole zieht es in Richtung Äquator: „Insgesamt beträgt die Polwanderung zurzeit wohl etwa ein Breitengrad pro Million Jahre; wie



*Der Geoid, auch „Potsdamer „Schwerekartoffel“ genannt, veranschaulicht die ungleichmäßige Verteilung der Erdmassen und das daraus resultierende ungleichförmige Schwerefeld der Erde. Dabei sind die Abweichungen von maximal plus/minus 100 Metern gegenüber einem „normalen“ Rotationsellipsoid stark überhöht dargestellt. (Quelle: Helmholtz-Zentrum Potsdam – Deutsches GeoForschungsZentrum GFZ)*

viel davon eine Nachwirkung des Abschmelzens der Eisschilde ist, ist noch unsicher; wohl etwa zwischen 0.3 und 0.8 Breitengrade“, sagt Bernhard Steinberger. In der Geophysik wird dies „Echte Polwanderung“ genannt. Dabei verschiebt sich die obere Schale der Erde, von der Kruste bis hinunter zur Kern-Mantel-Grenze. Das geschieht geologisch gesehen relativ ruhig: momentan wandert der Nordpol gut zehn Zentimeter pro Jahr.

### **Was Jules Verne nicht ahnen konnte**

In *Kein Durcheinander* sah Jules Verne einmal mehr technische Entwicklungen voraus, etwa die Nutzung von Erdwärme und Gezeiten-Energie. Was Jules Verne allerdings nicht vorausahnte, das war ein Messgerät, das J. T. Maston erlaubt hätte, sofort festzustellen, ob sich nach dem Abfeuern der Riesenkanone die Erdachse aufgerichtet hätte. So musste er ungeduldig auf den Tagesanbruch warten: „Wie verlangte es ihn danach, einige Tage älter zu sein, um eine Veränderung der Sonnenbahn wahrnehmen zu können als unbestreitbaren Beweis der gelungenen Operation.“ (Seite 179)

Ein solches geodätisches Messgerät gibt es heutzutage in Gestalt eines Ringlasers. Dessen Funktionsprinzip geht sogar auf einen Zeitgenossen von Jules Verne zurück: Der französische Physiker Georges Sagnac (1869 – 1926) wies 1913 mit interferierenden Lichtstrahlen die Rotation eines Versuchsaufbaus nach.

An dieser Stelle ist nicht irgendein Ringlaser gemeint, sondern der Ringlaser „G“ am Geodätischen Observatorium Wettzell im Bayerischen Wald. Das

Observatorium Wettzell ist eine von sieben Fundamentalstationen weltweit und gehört unter dem Dach des Bundesamts für Kartografie und Geodäsie in Frankfurt am Main zum Netz des IERS („International Earth Rotation and References Systems Service“ mit Sitz in Paris).

An diesem weltweit einzigartigen Ringlaser forscht und entwickelt seit einigen Jahren Dr. Ulrich Schreiber, Professor an der TU München und der neuseeländischen University of Canterbury. Dieser Ringlaser misst zuverlässig und mit hoher Präzision Veränderungen der Rotationsgeschwindigkeit und der Lage der Erde im Raum, etwa die tägliche Polbewegung. Ulrich Schreiber: „In den vergangenen Jahren konnte die Ringlasertechnologie den Schritt von der Flugzeugnavigation in die Erdsystemforschung vollziehen. Als einzige Messtechnik der Geodätischen Raumverfahren stellt der große Ringlaser ‚G‘ den direkten Bezug zur Erdrotationsachse her und misst ‚Kursänderungen‘ der Erde mit ausreichender Genauigkeit.“

Die Vision von Ulrich Schreiber ist ein weltweites Netzwerk von Ringlasern. Ein kleiner Prototyp aus Zerodur steht bereits in Canterbury. Und ein wissenschaftliches Institut in Pisa kooperiert derzeit mit Ulrich Schreiber und übernimmt seine Ringlaser-Technologie.<sup>4</sup>

### **Jules Verne und Albert Einstein**

Im Todesjahr von Jules Verne – 1905 – veröffentlichte Albert Einstein seinen bahnbrechenden Aufsatz „Zur Elektrodynamik bewegter Körper“, die Geburt der Speziellen Relativitätstheorie. Damit verlor die Physik von Isaac Newton nach rund 200 Jahren ihre absolute Autorität.

2015 gab es einen – berechtigten!! – Hype um den Nachweis von Gravitationswellen, die in Einsteins Allgemeiner Relativitätstheorie 1915 auftauchen. Allerdings fiel die öffentliche Aufmerksamkeit für eine weitere, 2011 publizierte Bestätigung von Einsteins Vorhersagen zu Unrecht sehr bescheiden aus. Dabei ging es nicht um die Verschmelzung von Millionen von Lichtjahren entfernten Schwarzen Löchern, sondern um ein Phänomen sozusagen direkt vor der Haustür der Erde. Im April 2004 startete der Erdsatellit „Gravity Probe B“. An Bord der Sonde befanden sich vier Gyroskope in Gestalt von extrem glatt polierten, knapp vier Zentimeter großen Kugeln aus Niob. Auf -271 Grad Celsius gekühlt, drehten sie sich 5000mal pro Minute. Minimale Veränderungen ihrer Lage im Raum und ihres Rotationsverhaltens bewiesen schließlich: Rotierende Massen, so wie die Erde, ziehen den umgebenden leeren Raum mit. Der Raum lässt also nicht bloß Bewegung zu, er selbst kann in Bewegung geraten.<sup>5</sup>

## Die „Ordnung der Dinge“ bleibt bestehen

Katastrophen-Filme „made in Hollywood“ wären kalter Kaffee gegen die globalen Verheerungen nach einem Aufrichten der Erdachse (die – grundsätzlich physikalisch betrachtet – noch einige Millionen Jahre um ihre neue Position taumeln würde; aber das ist eine andere „Geschichte“). Und dennoch: die überlebenden Menschen hätten wenige Wochen nach dem 22. September, dem Datum der „furchtbaren Detonation“ („Projectil mit entsetzlichem Pfeifen vorübergejagt. Furchtbare Detonation.“ Seite 180), etwas sehr Vertrautes über ihren Köpfen beobachten können: den Vogelzug in Richtung Süden.

Untersuchungen haben gezeigt, dass sich Zugvögel am Magnetfeld der Erde und Sternkonstellationen und sogar an einem künstlichen Sternenhimmel orientieren können. Daher wäre auch eine veränderte, in unserem Fall eine aufgerichtete Rotationsachse letztlich kein Problem für sie.<sup>6</sup>

Die „natürliche Ordnung der Dinge“ bei Jules Verne entspricht seinem modernen, aufgeklärten Weltbild. Es scheint eine bittere Pointe zu sein, dass über 100 Jahre nach Jules Verne anscheinend nicht alle Menschen akzeptieren können, dass die Erde eine geneigt rotierende Kugel ist. Mit voraufgeklärt-aggressiven Meinungen sah sich Prof. Dr. Harald Lesch („Leschs Kosmos“, ZDF) unerwartet konfrontiert: „Die allerschlimmsten Hass-Nachrichten habe ich jedoch erhalten, als ich erklärt habe, dass die Erde eine Kugel ist. Ich wurde als Erdkugel-Faschist beschimpft. Da war selbst ich wirklich sprachlos.“

### Anmerkungen:

<sup>1</sup> Der Originaltitel lautet *Sans dessus dessous*. Zitiert wird hier aus der Ausgabe *Kein Durcheinander* aus der Reihe *Bekannte und unbekannte Welten. Abenteuerliche Reisen von Julius Verne* des Verlags A. Hartleben aus dem Jahr 1893.

<sup>2</sup> Siehe hierzu: Michael Stix, Schwankungen der Erdrotation und elektromagnetische Kern-Mantel-Kopplung, in: *Sterne und Weltraum*, 1985/2, S. 87.

<sup>3</sup> Von Bernhard Steinberger liegen zahlreiche Veröffentlichungen zum Thema „Geodynamische Modellierung“ vor; siehe hierzu [www.earthdynamics.org/steinberger/papers/list.html](http://www.earthdynamics.org/steinberger/papers/list.html).

<sup>4</sup> Weitere Details zum technischen Aufbau des genannten Ringlasers und den mit ihm durchgeführten geophysikalischen Messungen sind folgendem Aufsatz von Ulrich Schreiber zu entnehmen: „Ein Ring, die Erde zu finden“, in: *Physik Journal*, April 2013, S. 25 – 30.

<sup>5</sup> Eine populärwissenschaftliche Darstellung zu diesem Experiment findet sich in Hans-Ulrich Keller, *Kosmos Himmelsjahr 2017*, S. 46 - 54.

<sup>6</sup> Zum Themenkomplex „Vogelzug und Navigation“ sind grundlegende Veröffentlichungen von Roswitha und Wolfgang Wilschko erschienen.

Martin Schulz

## Ein Gerippe von geradezu melancholischer Engbrüstigkeit

Als der *Neffe aus Amerika* Wien besuchte (Teil 1)

Jules Vernes Erfolg beim deutschsprachigen Publikum beschränkte sich zu seinen Lebzeiten nicht nur auf seine Romane. Auch auf den „Brettern, die die Welt bedeuten“ konnten Vernes Stoffe die Massen begeistern. Speziell waren es die nach seinen *Außergewöhnlichen Reisen* geschaffenen Bühnenstücke, von denen das Publikum in großer Zahl in die Theater gelockt wurde. Dabei stechen besonders die Aufführungen der *Reise um die Erde in 80 Tagen* hervor.<sup>1</sup>

Mit *Die beiden Frontignac*, ebenfalls bekannt als *Ein Neffe aus Amerika*, wurde im deutschsprachigen Raum aber auch ein Stück Vernes auf die Bühne gebracht, das sich weit ab seiner abenteuerlich-phantastischen Romane bewegt: In dem Schwank wird einem mittellosen Neffen aus Amerika, Savinien von Frontignac, von seinem Onkel Stanislaus zu einer guten Partie verholfen.

*Un Neveu d'Amérique ou les Deux Frontignac* entstand ca. 1861 unter Mitarbeit von Charles Wallut und wurde 1872/73 von Édouard Cadol überarbeitet. Die Erstaufführung fand in Paris am Théâtre du Cluny am 17. April 1873 statt. Gedruckt erschien der französische Text 1873 bei Hetzel.<sup>2</sup> Ebenfalls 1873 wurde in Berlin eine deutsche Übersetzung veröffentlicht, welche von W. Emdenn stammte.

Aufführungen des Stückes im deutschsprachigen Raum sind bislang am Wiener Stadttheater und am Residenz-Theater in Berlin nachgewiesen. Über die Wiener Aufführung gab es in Ausgabe 18 der *Nautilus* eine kurze Miscelle von Bernhard Krauth und Stefan Schmidt unter Verweis auf die *Chronik des Wiener Stadttheaters 1872-1884* von Dr. Rudolf Tyrolt. An dem noch



Neuausgabe Die beiden Frontignac,  
Jules-Verne-Club, 2006

jugen Theater, eröffnet worden war es erst am 15. September 1872, wurde allerdings nicht die Emdenn-Fassung gespielt, sondern eine Übersetzung von Stadttheater-Direktor Heinrich Laube.<sup>3</sup> Dieser verwendete mit *Ein Neffe aus Amerika* auch nicht den von Emdenn gewählten Titel *Die beiden Frontignac*.

Heinrich Laube (1806 – 1884) war ab 1832 als Redakteur für die *Zeitung für die elegante Welt* in Leipzig tätig. Ab 1840 schrieb er zudem Theaterstücke wie *Rococo* oder *Struensee*, die später ebenfalls am Wiener Stadttheater aufgeführt wurden. Als artistischer Direktor wirkte er ab 1849 am Wiener Burgtheater, ab 1869 übernahm er kommissarisch die Leitung am Leipziger Stadttheater und ab 1872 leitete er mit Unterbrechung bis 1880 das Wiener Stadttheater. Politische Aktivitäten brachten ihm in den 1830er Jahren Untersuchungshaft und polizeiliche Überwachung sowie Festungshaft auf Schloss Muskau ein. 1848/49 war er Abgeordneter der Frankfurter Nationalversammlung.

In Wien wurde der *Neffe* wahrscheinlich 14 Mal gespielt – das hält Tyrolts *Chronik* fest – und war, wie man aus dieser Zahl schließen könnte, offenbar kein großer Erfolg beim Publikum. Auch Rudolf Tyrolt hält in seiner *Chronik des Wiener Stadttheaters* fest, dass das Stück „nicht sonderliches Glück machte“.<sup>4</sup> Allerdings stellt sich das Bild doch etwas anders dar, wenn man, was heute dank der Digitalisierung großer Zeitungs- und Buchbestände leichter möglich ist als noch vor wenigen Jahren, die damalige Tagespresse und Theaterliteratur nach Hinweisen auf das Stück durchsucht. Ein Überblick entsprechender Recherchen zum Erfolg oder Misserfolg der Wiener Aufführung bei Publikum und Kritikern sowie zur Besetzung soll nachfolgend gegeben werden.

Mithilfe von Ankündigungen in der Tagespresse und zwei Ausgaben der Reihe *Jahr-Buch des Wiener Stadt-Theaters*<sup>5</sup> konnten bislang 13 Aufführungstermine ermittelt werden:

Freitag, 21. November 1873 / Samstag, 22. November 1873 / Dienstag, 25. November 1873 / Freitag, 28. November 1873 / Mittwoch, 3. Dezember 1873<sup>6</sup> / Montag, 8. Dezember 1873 / Montag, 15. Dezember 1873 / Freitag, 19. Dezember 1873 / Montag, 5. Januar 1874 / Donnerstag, 30. April 1874 / Montag, 31. August 1874 / Mittwoch, 16. September 1874 / Montag, 21. Dezember 1874<sup>7</sup>

Die Aufführung vom 8. Dezember 1873 stellt dabei insoweit eine Besonderheit dar, als nur zwei Akte gespielt wurden, da Theodor Bollmann, der Darsteller des Neffen Savinien von Frontignac, nach dem zweiten Akt ohn-



*Heinrich Laube, Direktor des Wiener Stadttheaters*

mächtig zusammengebrochen war. „Die Verwirrung hinter der Coullisse steigerte sich, als eine junge Verwandte des Künstlers, welche vom Zuschauerraume zur Bühne geeilt war, beim Anblicke des Bewußtlosen gleichfalls ohnmächtig niederstürzte“, hielt die *Neue freie Gemeinde-Zeitung* vom 11. Dezember 1873 weiter fest. Das Stück konnte daraufhin nicht fortgesetzt werden.

Als nicht belegbar muss man in diesem Zusammenhang zwei Angaben einstufen, die von der Zeitung *TAGESBOTE aus Mähren und Schlesien* im Vorfeld einer Aufführung des Stückes in Brünn veröffentlicht wurden. Dort heißt es am 23. Dezember 1873, dass der *Neffe* „im Laufe von 5 Wochen am Wiener Stadttheater zum 18. Male mit eminentem

Erfolge gegeben worden ist“, bzw. am 28. Dezember 1873, dass das Stück „am Wiener Stadttheater einen durchgreifenden Erfolg“ erzielt habe, „der sich in zweiundzwanzig Wiederholungen manifestierte“. Vermutlich hat der *TAGESBOTE* bewusst oder unbewusst für Werbezwecke „manipulierte“ Zahlen veröffentlicht.

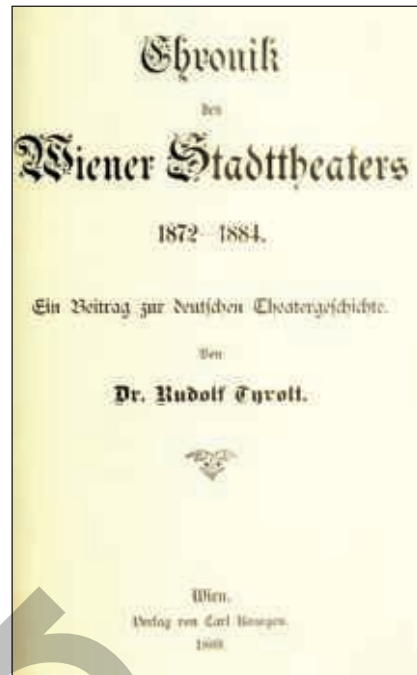
Die Aufführungen des Stückes verteilten sich auf einen Zeitraum von mindestens<sup>8</sup> 13 Monaten. Ob man ein nur mäßig erfolgreiches Stück wirklich so lange im Programm gelassen hätte, dürfte zumindest fraglich sein.

Um den Erfolg oder Misserfolg des Stückes am Stadttheater Wien einschätzen zu können, ist es auch hilfreich, einige Vergleichswerte heranzuziehen. So gibt es in *Die Presse* vom 1. Januar 1874 eine Übersicht über die Stücke, die vom Stadttheater 1873 „neu einstudirt, in Scene gesetzt und zur Aufführung gebracht“ wurden – in der Summe 50 Stücke. Schon rein von den für Aufführungen bereitstehenden Abenden her ist zu ersehen, dass bei dieser Vielzahl von Stücken 13 oder 14 Aufführungen nicht zwangsläufig als Misserfolg

gewertet werden können. Dabei ist auch zu beachten, dass die Stücke am Stadttheater nicht durchgehend Abend für Abend gespielt und dann bei nachlassendem Erfolg abgesetzt wurden, sondern sich mehrere Stücke in der Woche abwechselten. Bereits in der ersten Spielwoche des *Neffen* stand dieser, obwohl das Stück eine Neuheit war, nur an zwei Abenden auf dem Programm. Greift man dann zu Tyrolts *Chronik*, die auch eine Übersicht aller gespielten Stücke inklusive der Zahl der jeweiligen Aufführungen enthält, festigt sich dieses Bild: Das Stück *O diese Männer!* liegt mit 58 Aufführungen an der Spitze, die wenigsten Stücke kommen jedoch überhaupt auf mehr als 30, geschweige denn über 40 Aufführungen. Bei vielen liegt die Zahl der Vorstellungen sogar im einstelligen Bereich. Mit 14 Vorstellungen war der *Neffe* zwar kein großer Hit, ein Misserfolg am Stadttheater sieht aber offensichtlich anders aus. Insgesamt kamen laut Tyrolts Aufstellung zwischen dem 15. September 1872 und dem 15. Mai 1884 479 Stücke mit insgesamt 3.788 Vorstellungen zur Aufführung. Das ergibt einen Schnitt von 7,9 Aufführungen pro Stück – ein Wert, den der *Neffe* deutlich überschreiten konnte.

In einem Bericht über die „Generalversammlung der Aktionäre des Stadttheaters“, den die *Morgen-Post* am 26. April 1874 veröffentlichte, wurde unter anderem festgehalten, dass am Stadttheater bislang 98 Stücke aufgeführt wurden, davon 39, die „in Wien zum ersten Male gegeben worden sind“. Unter diesen würden sich wiederum viele befinden, „welche sich entweder dauernd oder doch für lange Zeit auf dem Repertoire erhalten werden“. Unter den Beispielen für derartige Stücke wird auch *Der [sic!] Neffe aus Amerika* genannt. Dies ist nun ein klarer Hinweis darauf, dass das Stück zu diesem Zeitpunkt, rund fünf Monate nach seiner Premiere, nicht als Misserfolg betrachtet wurde.

Diese Einschätzung wird auch durch vier kurze Zeitungsnotizen bestätigt, die im November 1873 bzw. im Mai 1874 erschienen sind. So berichtet das *Fremden-Blatt* am 27. November 1873: „Von den letzten Novitäten des Stadttheaters erweisen sich ‚Diana‘ und ‚Der Neffe aus Amerika‘ als beliebte Repertoirestücke. Das letztere Stück hat bei seinen Wiederholungen schöne Kassenresultate erzielt und ruft jedesmal die heiterste Stimmung des Hauses hervor.“ Das *Neue Fremden-Blatt* (Morgenausgabe) hält am selben Tag fest: „‚Der Neffe aus Amerika‘ ist im Stadttheater ein Zugstück geworden. So oft das Stück annoncirt wird, ist das Haus sehr gut besucht und das Publikum amüsirt sich bei der Aufführung wie schon lange bei keiner Novität.“ In *Das Vaterland* vom 1. Mai 1874 liest man: „Der Novität [dabei handelt es



sich um das Stück *Er ist nicht lebenswürdig*] folgte J. Verne's ‚Ein Neffe aus Amerika‘, das bekannte Lieblingslustspiel der heurigen Saison.“ Ebenfalls am 1. Mai 1874 schreibt die *Morgen-Post*: „Außerdem wurde der ‚Neffe aus Amerika‘ gegeben, der auch gestern seine Zugkraft bewährte.“<sup>49</sup>

Ein weiteres Indiz dafür, dass man am Stadttheater mit Vernes Publikumerfolg zunächst zufrieden war, könnte eine kurze Pressenotiz aus *Illustriertes Wiener Extrablatt* vom 28. November 1873 sein. Dort heißt es: „Die Direktion des Stadttheaters hat von dem Verfasser des Lustspieles ‚Der Neffe aus Amerika‘, Monsieur Jules Verne, ein zweites Lustspiel erworben, das noch im Laufe dieser Saison zur Aufführung gelangen dürfte.“ Es lässt sich allerdings nicht nachweisen, dass es tatsächlich zur Aufführung eines weiteren Verne-Stückes am Stadttheater kam. Tyrolts *Chronik* nennt Vernes Namen nur noch ein einziges Mal im Zusammenhang mit der Aufführung des Vierakters *Franco Serben*, der am 12. Januar 1884 Premiere feierte und als dessen Verfasser „Gondinet u. Verne“ angegeben werden. Gemeint sein dürfte damit aber nicht Jules Verne, sondern Pierre Véron, der wiederholt mit Edmond Gondinet zusammengearbeitet hatte.

Letztlich konnte der *Neffe* aber die Hoffnungen, die man offenbar anfangs am Stadttheater in das Stück gesetzt hatte, nicht ganz erfüllen. In einer Artikelreihe über Jules Verne geht die *Neue Freie Presse* am 16. Januar 1875 auch auf den *Neffen* ein und hält fest, dass er „freilich nur einen Achtungserfolg erzielt“ habe. Man kann sogar versuchen, dies in Zahlen auszudrücken: Der Zuschauerraum des Theaters fasste 1.700 Personen. Da zumindest die ersten zehn Aufführungen laut Presse gut besucht waren, kann man davon ausgehen, dass Vernes *Neffe* in Summe deutlich mehr als 10.000 Zuschauer angelockt hat, wahrscheinlich sogar mehr als 15.000.

In der Presse erfuhr die Aufführung des Stückes eine recht umfangreiche Berichterstattung. Neben den obligatorischen Ankündigungen im Rahmen des Theaterprogramms gab es mehr als ein Dutzend Besprechungen der Premiere am Stadttheater.

So hielt die *Deutsche Zeitung* (Morgenblatt) am 22. November etwa fest, dass die Situationen „sehr lebendig, zum Theil allerdings sehr unwahrscheinlich, aber durchgängig von drastischer Komik“ sind. Ebenfalls am 22. November schreibt das *Illustriertes Wiener Extrablatt* u. a., dass das Stück „hier, wie anderwärts sehr gut gefallen hat“ und hebt als „besonderes Kunststück“ hervor, dass „der geistreiche Verfasser“ „einen Stoff von verschwindend geringer Dimension zu einem dreiaktigen Lustspiel ausspinnt und doch nicht im Geringsten langweilig wird.“ Die *Neue Freie Presse* (Morgenblatt) schreibt am selben Tag, dass die Handlung „einem Gerippe von geradezu melancholischer Engbrüstigkeit“ gleiche, es dem Autor aber gelungen sei, „das dürftige Gestell so anmuthig zu kleiden und zu schmücken, daß der Zuschauer, von den äußeren Reizen gefesselt, gar keine Lust empfindet, näher anzufühlen, ob unter dem heiteren Gewande auch Fleisch und Bein verborgen sei.“ Das *Vaterland. Zeitung für die österreichische Monarchie* resümierte am 23. November

Natürliche Sohn, Der. Sch. 4 A. v. Dumas fils,	
21. April 1879 . . . . .	14
Neffe aus Amerika, Ein. L. 3 A. v. Verne,	
21. November 1873 . . . . .	14
Nero. Tr. 5 A. v. Greif, 11. December 1876 . . . . .	5



Das Wiener Stadttheater. Illustration von Bruno Heinrich Strassberger (1832-1910) aus *Illustrierte Zeitung* vom 19. Oktober 1872.

ebenfalls, dass der Faden des Stückes „recht dünn und possenhaft“ sei, es aber nicht langweile. „Das Stück ist ziemlich possenhaft angelegt, bringt nicht eben neue Situationen, ist aber sehr frisch gearbeitet“, wurde von der *Wiener Sonn- und Montags-Zeitung* ebenfalls am 23. November geurteilt. Die *Blätter für Theater, Musik u. Kunst* berichteten am 28. November, dass die Handlung „wenn auch der Grundidee nach schlicht und wenig originell, doch in ihrem Gange spannend und mit interessanten Episoden und witzigen Einfällen gewürzt“ ist [...] „Das Lustspiel wurde mit ungetheiltem Beifall aufgenommen.“ Das *Wiener Salonblatt* bezeichnet das Stück am 30. November 1873 als „ein sehr amuses [sic!] Lustspiel derberen Genres“. Ebenfalls am 28. November legte die *Wiener Theater-Chronik* eine Besprechung vor. Sie bezeichnet den *Neffen* darin als „ein recht lustiges Stückchen“, hält aber auch fest, dass die Handlung des Stückes „eigentlich in einem Acte abgespielt werden könnte“. Zugleich werden jedoch auch „eine Menge“ an „ergötzlichsten Nebenscenen“ gelobt. Die *Europa-Chronik* hält in Nr. 48/1873 fest, dass die Handlung „ein Geripp[e] von Magerkeit“ sei, „aber dieses Knochengerüst ist so üppig mit guten Genrebildern, lustigen und gewagten Szenen, guten

und schlechten Witzen umkleidet, daß die heiterste Wirkung entsteht“. Nur ganz knapp geht die alle zehn Tage erscheinende Zeitung *Illustriertes Wiener Flugblatt* in Nummer 45 auf das Stück ein. Dieses ging demzufolge „mit recht gutem äußern Erfolge über die Bretter“, gelobt wurde auch die wie gewohnt musterhafte Regie.

Das *Fremden-Blatt* (Morgen-Blatt) berichtete am 22. November deutlich kritischer: Es spricht von einer „ziemlich derbe[n] Posse“, deren Handlung keine neuen Momente biete und im letzten Akte zu unvermitteltem Schlusse gedrängt werde. Der Dialog sei „nicht sehr geistreich, dafür mit gewagten Späßen reichlich gesegnet“. Kritisch war auch die Besprechung in *Neues Fremden-Blatt* vom 22. November eingestellt, in der es unter anderem heißt: „Wohl zeigt er [Jules Verne] sich auch in seiner neuen Gestalt [als Dramatiker] als der Mann, der für eine einzige Idee einen großen Apparat in Bewegung zu setzen im Stande ist, aber diesmal ist es ein gar zu winziger Vorwurf, und der Apparat nicht so anziehend, wie man es bei ihm gewohnt.“ Die *Morgen-Post* geht am gleichen Tag in ihrer Kritik nur kurz auf das Stück selbst ein und hält fest, dass „man sich bis gegen den Schluß des zweiten Aktes“ langweilte.

Die Kritiker standen dem Stück in der Mehrheit also offenbar wohlwollend gegenüber, wenn auch der Hauptmakel des *Neffen* – recht wenig Handlung für drei Akte zu besitzen – nicht zu übersehen war.

### Anmerkungen:

<sup>1</sup>Vgl. dazu Innerhofer, Roland: *Deutsche Science Fiction 1870-1914*. Wien, Köln, Weimar und Böhlau: Böhlau Verlag, 1996, S. 49 ff.

<sup>2</sup>Die Informationen sind entnommen den Anhängen der Ausgabe: Verne, Jules: *Die beiden Frontignac. Schwank in 3 Akten. Erstmalige Neueröffentlichung seit 1873. Sonderausgabe der Zeitung des Jules-Verne-Clubs*. Bremerhaven: Jules Verne Club, 2006.

<sup>3</sup>*Wiener Salonblatt*, 30. November 1873, S. 609 (Jahrgang durchpaginiert)

<sup>4</sup>Tyrolt, Rudolf: *Chronik des Wiener Stadttheaters 1872-1884*. Wien: Verlag von Carl Konegen, 1889, S. 42

<sup>5</sup>Die beiden Ausgaben decken den Zeitraum 1. Dezember 1873 bis 30. November 1875 ab.

<sup>6</sup>Der Termin fehlt in der Saison 1873/74 im *Jahr-Buch*, dieses gibt aber in der Übersicht eine Aufführung mehr an, als einzelne Termine genannt werden.

<sup>7</sup>Für die Saison 1874/75 nennt das *Jahr-Buch* nur diesen einen Termin, gibt in der Übersicht aber zwei Aufführungen an.

<sup>8</sup>Der Termin einer vermutlich stattgefundenen 14. Aufführung konnte noch nicht ermittelt werden.

<sup>9</sup>Alle Zitate folgen zeichengetreu der Originalfassung. Offensichtlich fehlende Buchstaben wurden dabei in eckigen Klammern ergänzt.

**Bildnachweis**

S. 1, 18, 21, 24, 27, 28, 31, 47, 48, 50, 60: Bernhard Krauth  
S. 3, 4, 5: Ralf Reinhardt  
S. 6, 8, 9, 10, 13, 14, 16: Volker Dehs  
S. 5, 32, 37, 41: Meiko Richert  
S. 5: Norbert Scholz  
S. 34, 38: Karsten Hoffmann  
S. 43: Gerd Küveler  
S. 45: Helmholtz-Zentrum Potsdam - Deutsches GeoForschungsZentrum GFZ  
S. 52, 54, 55, 56: Martin Schulz  
S. 58.1: Die Andere Bibliothek, Berlin  
S. 58.2: wbg Theiss, Darmstadt

**Unsere Rätselfrage** in *Nautilus* Nr. 32 lautete: „Welches der nachfolgenden Bilder stammt nicht aus der am 13. Mai 1867 bei Hetzel erschienenen Großoktav-Ausgabe?“ Die richtige Antwort war: Abbildung 4. Dieser Stich von Riou war in Louis Figuiers *La terre avant le déluge* enthalten. Der glückliche Gewinner von drei Verne-Hörspielen ist Lejf Rasmussen aus Dänemark.

**IMPRESSUM**

Die *Nautilus* wird herausgegeben vom *Jules-Verne-Club*,  
Barkhausenstraße 20, 27568 Bremerhaven

E-Mail: [Nautilus@jules-verne-club.de](mailto:Nautilus@jules-verne-club.de) Bankverbindung: Bernhard Krauth,  
Postbank Köln, IBAN DE67370100500567578505, BIC PBNKDEFF

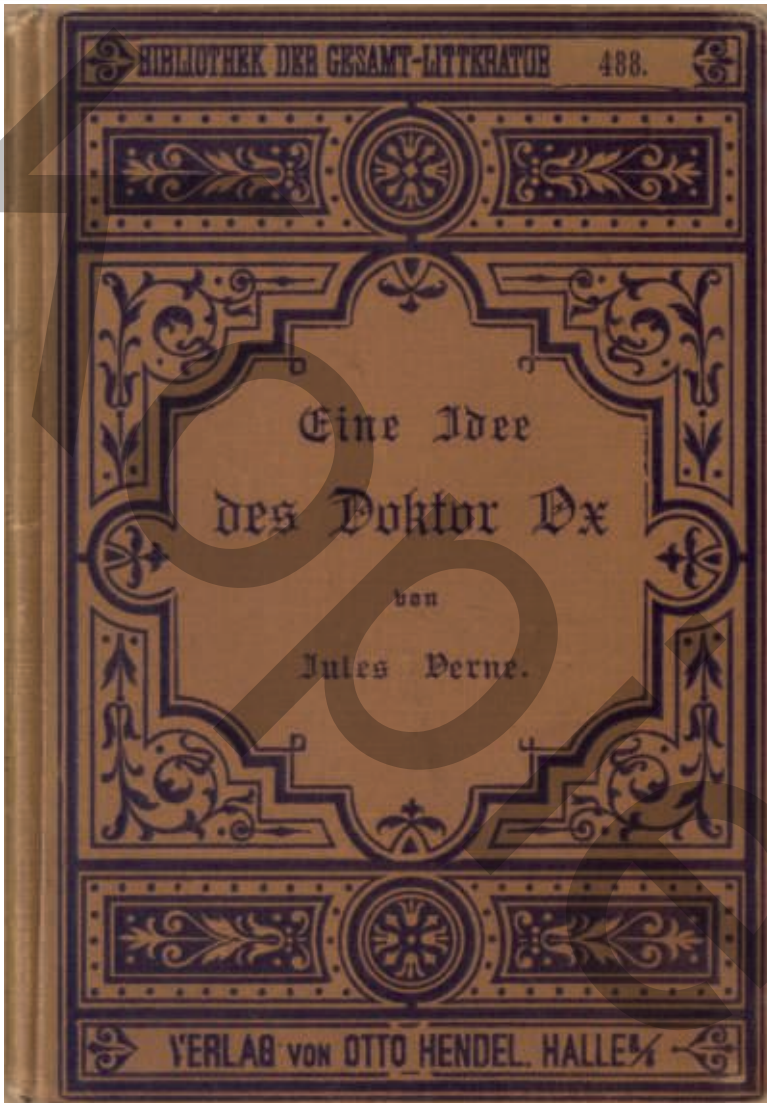
Redaktion und Layout: Meiko Richert, Ralf Reinhardt  
Mitwirkende: Bernhard Krauth, Volker Dehs,  
Andreas Fehrmann, Norbert Scholz  
Redaktionsschluss: 15.09.2018 / 1. Auflage: 125 Stück

© **Jules Verne Club**  
**Clubmitglieder erhalten jede Ausgabe der NAUTILUS kostenlos per Post.**  
**[www.Jules-Verne-Club.de](http://www.Jules-Verne-Club.de) / [www.Jules-Verne.eu](http://www.Jules-Verne.eu)**

**ISSN 2365-1091**

Die *Nautilus* erscheint ausschließlich in gedruckter Form. Die einzelnen Beiträge entsprechen nicht unbedingt der Meinung der Redaktion und ihrer Mitwirkenden. Für die Veröffentlichung übertragen die Verfasser die folgenden urheberrechtlichen Nutzungsrechte nicht ausschließlich und unbeschränkt auf den *Jules-Verne-Club*: Veröffentlichungsrecht (§12 UrHG), Vervielfältigungsrecht (§16 UrHG), Verbreitungsrecht (§17 UrHG) und öffentliche Zugänglichmachung (§19a UrHG).

***GALERIE***



Verne, Jules: *Eine Idee des Doktor Ox*, Verlag von Otto Hendel, Halle, 1891